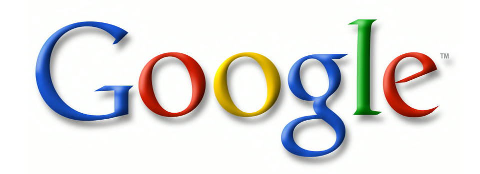
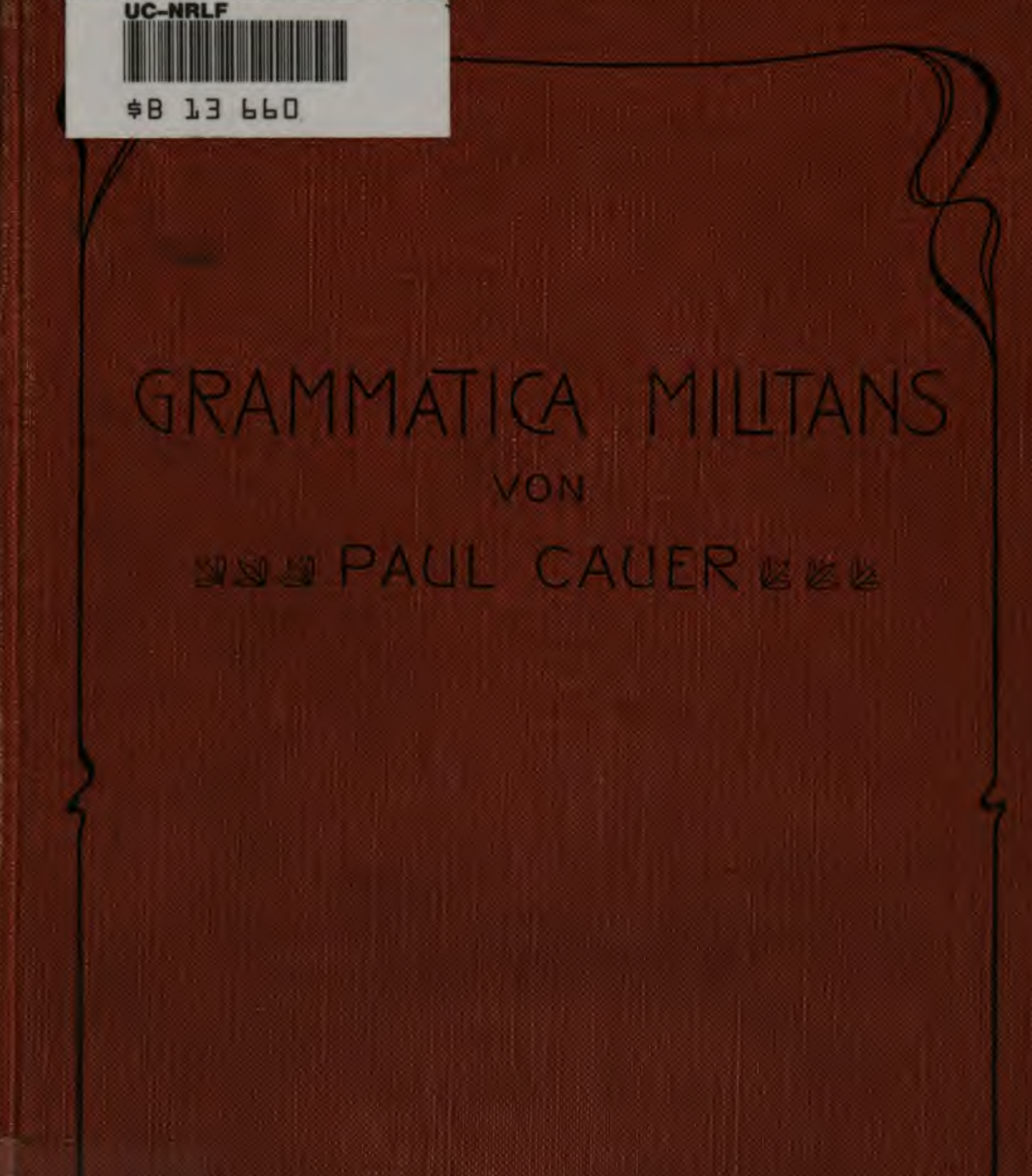
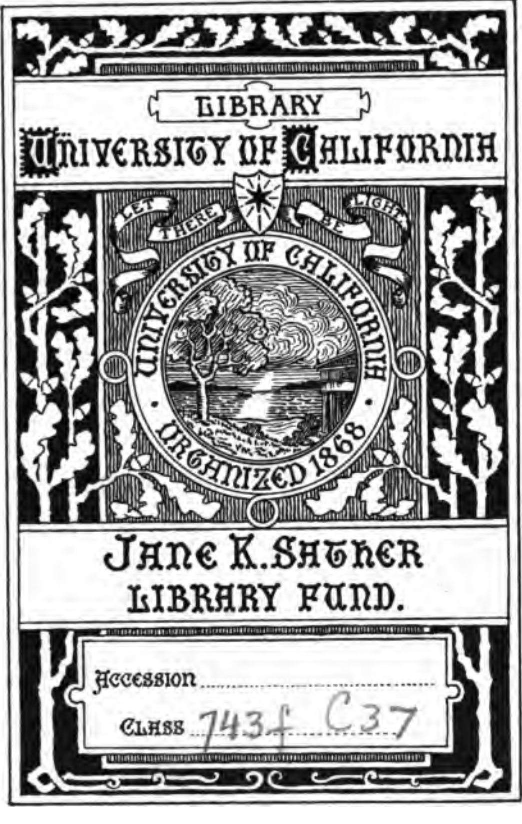
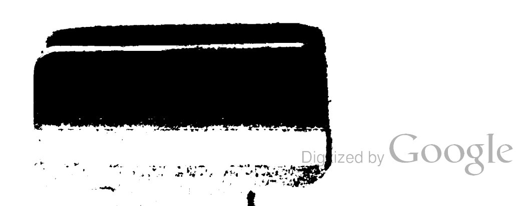




Berlin
Weidmannsche Buchhandlung





Grammatica militans.

Erfahrungen und Wünsche

im Gebiete des

lateinischen und griechischen Unterrichtes.

Von

Paul Cauer.

Zweite, vielfach verbesserte und zum Teil
umgearbeitete Auflage.



Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1903.

Oskar Jäger

in alter Verehrung und Liebe

gewidmet.

Vorwort.

In den letzten fünf Jahren hat die syntaktische Arbeit in Wissenschaft und Schule nicht geruht, sondern ist rüstig fortgeschritten, wesentlich doch in der Richtung, in der auch dieses Buch zu wirken unternommen hat*). Über vielfache Anerkennung und Verwertung der hier gemachten Vorschläge konnte ich mich nur freuen, auch wo sie, wie in der neuesten Auflage von Schmalz' Lateinischer Syntax, etwas gar zu stillschweigend erfolgt ist. Manches, was im Jahre 1898 noch nötig erschien, um Ansichten, die von den herkömmlichen abwichen, in polemischer Auseinandersetzung zu begründen, hat nun gestrichen werden können und hat frischem Stoffe Platz gemacht, besonders in den Kapiteln über historische Grammatik und über Tempus-

---

*) Von weitem könnte es scheinen, als gehöre dahin auch der neuerdings wieder aufgetauchte und durch ansehnliche Namen gedeckte Plan, den griechischen Unterricht mit Homer zu beginnen. Was zu seiner Begründung geltend gemacht wird, daß wir die Schüler zu einer historischen Betrachtung der Sprache überhaupt führen sollen und daß dabei vor allem Homer uns helfen muß, stimmt mit Gedanken überein, die ich seit Jahren vertrete. Aber eben deshalb glaube ich mit voller Sicherheit sagen zu können, daß die vorgeschlagene Neuerung unnötig und schädlich ist: unnötig, weil sich die erhoffte Vertiefung des Sprachunterrichts bei der gegenwärtigen Anordnung des Stoffes vollkommen erreichen läßt, und schädlich, weil bei dem Versuche, die Mundart statt der Schriftsprache zum Ausgangspunkte zu nehmen, Unsicherheit und Verwirrung das unvermeidliche Resultat sein würden. Genaueres hierüber findet man in dem Aufsatze „Homer als Anfangsunterricht", der demnächst in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen erscheint.

lehre. Auch Einleitung und Schluß sind, der geänderten schulpolitischen Situation entsprechend, umgearbeitet worden. Im ganzen ist der Text um 7 Seiten gewachsen, während der Umfang der hinzugekommenen Partien an sich mehr als das Dreifache beträgt.

Die Recensionen der ersten Auflage sind gewissenhaft benutzt worden. Besonders viel Förderliches boten die von Ziemer (Zeitschr. für das Gymnasialwesen 53 [1899] S. 395—403) und von Meltzer (Neues Korrespondenzblatt für die gelehrten Schulen Württembergs 1899, S. 68—71). Beiden verdanke ich auch den Hinweis auf manche literarische Erscheinungen, die mir das erste Mal entgangen waren. Die verbindende Stellung zwischen Forschung und Unterrichtspraxis, welche die 'Grammatica militans' einzunehmen sucht, brachte es weiter mit sich, daß in der neuen Auflage auf die bedeutenden sprachgeschichtlichen und sprachphilosophischen Untersuchungen der jüngsten Zeit wiederholt eingegangen werden mußte. Vollständigkeit ist dabei natürlich nicht erstrebt. Ich habe mich bemüht, aufzunehmen, was sich in den Rahmen der einmal gegebenen Darstellung einfügte. Dabei ist denn die Menge des unmittelbar mitgeteilten gelehrten Materials größer geworden, wie sich schon in der starken Vermehrung der Anmerkungen zeigt. Möchte durch diese Zusätze, die für den wissenschaftlichen Charakter des Buches unentbehrlich waren, die Einheit des Tones nicht gestört sein; möchten freundliche Beurteiler auch künftig, wenn sie die folgenden Blätter lesen, den Eindruck haben, daß es nicht etwas Gemachtes, sondern Selbsterlebtes ist, was hier geboten wird.

Düsseldorf, im Oktober 1903.

Paul Cauer.

Inhalt.



Einleitung.

Zweck und Mittel.

Μὴ εἶναι βασιλικὴν ἀτραπὸν πρὸς γεωμετρίαν.
Euklid.

Goethe sagt einmal in den Sprüchen in Prosa: „Der Müller denkt, es wachse kein Weizen, als damit seine Mühle gehe". Damit ist eine menschliche Schwäche bezeichnet, die sich durch die verschiedensten Gebiete verfolgen läßt: daß bei täglicher und stündlicher Bemühung um Dinge, die nicht durch sich selber wichtig sind, sondern um des weiter hinausliegenden Zweckes willen dem sie dienen, sich unmerklich der Gesichtspunkt verschiebt, indem eben jene an sich untergeordneten Dinge durch das Maß von Kraft und Aufmerksamkeit, das ihnen gewidmet werden muß, sich in den Vordergrund drängen und zuletzt gar das Ziel verdecken. Wunderbar wäre es, wenn von diesem Fehler gerade der Lehrerberuf unberührt geblieben sein sollte. Wirklich haben die Klagen über pedantischen Schulbetrieb, so weit sie überhaupt berechtigt sind, hier ihren Grund[1]). Der weit verbreitete Unwille im besonderen gegen die Beschäftigung mit den alten Sprachen ist daraus zu erklären, daß bei diesem Unterrichte das Ziel — Kräftigung und Klärung des Geistes — mehr im Verborgenen liegt, die Wege dahin mühsamer und verschlungener sind als bei irgend einem anderen. Wer Mathematik oder Französisch lehrt, hat es leicht sich im Bewußtsein zu halten, wie seine Wissenschaft mit dem Leben zusammenhängt. Mag er immerhin bei der Hoffnung

des Famulus sich beruhigen, ein braver Mann tue genug, „die Kunst, die man ihm übertrug, gewissenhaft und pünktlich auszuüben“, er wird doch seinen Nutzen stiften und dabei wissen, was er nützt und wem er nützt. Für Latein und Griechisch ist es schwerer diese Frage zu beantworten; ja, es gelingt nicht einmal jedem sie klar zu stellen oder die aufgeworfene anzuerkennen.

Die Regierung selber ist Jahrzehnte hindurch bemüht gewesen, einen Zweifel an dem Werte der klassischen Bildung nicht aufkommen zu lassen. Indem sie verlangte, daß jeder, der auch nur zur Prüfung für den Eintritt in einen höheren Beruf zugelassen werden wollte, das Gymnasium absolviert habe, ersparte sie den Lehrern der alten Sprachen die Sorge, ob sie auch mit Recht an ihrem bevorzugten Platze stünden, und ob die geprägte Münze, die sie zu einem staatlich garantierten Kurswert vertreiben durften, auch vollen Gehalt und selbständigen Tauschwert habe. Andrerseits sah sich die Unterrichtsverwaltung mehr und mehr genötigt, durch peinliche Reglements und streng eingeschärfte Vorschriften dafür zu sorgen, daß ihre Anforderungen, denen der Zug der Zeit widerstrebte, doch durchgeführt würden. So konzentrierte sich in zunehmendem Grade die Aufmerksamkeit bei der täglichen Arbeit auf solche Dinge, die nur als Mittel etwas bedeuten: Vokabelkenntnis, grammatische Sicherheit, fehlerfreie Extemporalien. Denn diese waren es, die äußerlich dargetan und dem kontrollierenden Beamten vorgeführt werden konnten, um zu zeigen, daß das Ziel erreicht, der Zweck des Unterrichtes verwirklicht worden sei. Das, immerhin unentbehrliche, Material zu dieser Verwirklichung waren die Schüler.

Das ist ja nun in der Tat jetzt anders. Der Zwang, widerwillige Schüler das Gymnasium durchmachen zu lassen, besteht nicht mehr. Und der vorhergegangene Kampf um die Schulreform hat jedenfalls das Gute gebracht, daß die Leute aus der Zuversicht eines überkommenen, ungeprüften Glaubens aufgerüttelt, und genötigt wurden die Ansprüche des philologischen

Unterrichtes dadurch zu begründen, daß sie eine Mission nachwiesen, die er innerhalb des geistigen Lebens unserer Zeit zu erfüllen habe. Den neuen Lehrplänen — den neuesten von 1901 wie schon denen von 1891[2]) — wird auch ein Gegner die Anerkennung nicht versagen können, daß sie den Grundsatz, die Schule solle dem Leben dienen, auch für Latein und Griechisch geltend zu machen versuchen. „Verständnis der bedeutenderen klassischen Schriftsteller und dadurch Einführung in das Geistes- und Kulturleben des Altertums“ wird gefordert; grammatische Erläuterungen sollen sich in der Lektürestunde nicht breit machen sondern nur so weit angestellt werden, als sie „zur Herbeiführung einer richtigen und klaren Auffassung der vorliegenden Stelle erforderlich sind“; empfohlen wird die „Herstellung einer näheren Beziehung zwischen der Prosalektüre und der geschichtlichen Lehraufgabe der Klasse“. Treffliche Gedanken; aber wo stammen sie her? Nicht vom grünen Tische, sondern aus der Praxis des Unterrichtes. Wenn heute gern gesagt wird, die Lehrer müßten sich in den Geist der neuen Lehrpläne hineindenken, so haben die Verfasser der Lehrpläne mit Recht das Gegenteil getan und sich in den Geist der Lehrer zu versetzen gesucht. Denkende Männer hat es unter diesen zu allen Zeiten doch nicht ganz wenige gegeben. Was in deren Tätigkeit, den erstarrenden Wirkungen des Reglements und der Routine zum Trotz, Gutes und Lebenskräftiges erwachsen war, hat die Regierung sich aneignen wollen, um es durch Zusammenstellung und Vorschrift fürs Allgemeine nutzbar zu machen.

Aber, wie es zu gehen pflegt, das Neue wurde sogleich übertrieben. Daß Grammatik nicht um ihrer selbst willen gelehrt wird, war festgestellt; aber nun drängte man sie in eine dienende Stellung zweiten Grades herab: nur als Hilfsmittel für das Verständnis der Schriftsteller solle sie angesehen und nur bis zu dem Umfang, der dafür unerläßlich sei, getrieben werden. Die Bestimmungen von 1891 ließen noch, wenigstens im Lateinischen, „Verständnis der bedeutenderen klassischen

Schriftsteller und sprachlich-logische Schulung“ nebeneinander gelten; die von 1901, die in ihrem Inhalt einen Fortschritt oder vielmehr eine Rückkehr zu Besserem bedeuten, weichen in der Formulierung dieses Punktes nach der schlimmen Seite ab, indem sie nur „grammatische“ Schulung und nur als Grundlage für das Verständnis der Schriftsteller erwähnen. Ein ausdrückliches Zugeständnis an die Vorurteile der Menge, die gegen „formale Bildung“ poltert, weil sie meint, Bildung sei Besitz von Kenntnissen. Vielmehr kann „bilden“ überhaupt nichts anderes bedeuten als „formen, zu rechter Gestalt bringen“; und das heißt bei organischen Wesen: entwickeln. Wie der Körper mit seinen Gliedern dadurch sich bildet, daß ihm Nahrung zugeführt und Anlaß zu mannigfaltiger Übung gegeben wird, so ist auch für den Geist die Stoffaufnahme kein Ziel, sondern ein Mittel zur Erreichung des Zieles. Ein Mittel, nicht das Mittel. Auch hier muß tüchtige Bewegung, ja Gymnastik hinzukommen, damit die Bildung einer dicken, trägen Masse verhütet, angeborene Kraft durch Betätigung gestärkt und geschmeidigt werde und so der geistige Organismus zu dem sich bilde, was er doch werden soll: ein selbständiges, seine Glieder zu freiem Gebrauche beherrschendes Wesen. Ganz gewiß ist lateinische Syntax in der Schule nur Mittel zu einem Zweck; aber nicht bloß zum Zweck der Lektüre. Sondern beide sind Mittel zu dem gemeinsamen, höheren Zwecke, der Durchbildung und Ausbildung des Geistes.

Aus der Scheu, diesen Gedanken zu praktischer Geltung zu bringen, war im Jahre 1891 eine Reihe von Einzelvorschriften erwachsen, großenteils negativer Art, die einer erfolgreichen Beschäftigung mit den alten Sprachen empfindliche Hindernisse bereiten mußten. Man wünschte ein richtiges Verhältnis zwischen Mitteln und Zweck dadurch herzustellen, daß man jenen hervorhöbe, diese ihm unterordnete; statt dessen wurde ihr Gebrauch unterdrückt und so der Zweck auch wieder vereitelt. Hier hat nun eben doch die zweite Reform einige Abhilfe gebracht. Zwar der lateinische Aufsatz bleibt verboten, nach dem unglücklichen

Grundsatz unserer Lehrverfassung, daß nichts an irgend einer Stelle gestattet werden darf, was man nicht in der Lage ist überall und von allen zu verlangen. Aber ein zusammenhängendes Erlernen von Vokabeln, deren Besitz 1891—1901 nur im Anschluß an Lektüre erworben werden sollte, ist jetzt mit gewissen Einschränkungen zugelassen; selbständige grammatische Erörterungen und Übungen wurden 1891 in den oberen Klassen abgeschafft, neuerdings sind sie in bescheidenem Maße wieder eingeführt. Beide Änderungen beruhen darauf, daß der störende Einfluß jener Verbote gerade auf die Lektüre, die man doch zu fördern wünschte, sich gar zu peinlich bemerkbar gemacht hatte: auf den oberen Stufen konnte nicht glatt gelesen werden, weil die Vokabeln fehlten; und je weniger Grammatik für sich getrieben wurde, desto mehr drängte sie sich in Gestalt erklärender Exkurse in die Lektürestunde ein, so oft ein verwickeltes Gedankenverhältnis, das früheren Generationen keinen Anstoß gegeben hatte, mühsam bewältigt werden mußte. So führten berechtigte Klagen auf der Juni-Konferenz 1900 zu einer milderen Gesetzgebung; und um deren Erfolg zu unterstützen, entschloß man sich sogar zu einer wenn auch geringen Vermehrung der Stundenzahl, wenigstens für das Lateinische.

Ist damit nun alles getan, und dürfen wir mit ruhigem Vertrauen in die Zukunft blicken? Als jüngst im preußischen Herrenhause von durchaus berufener Seite über die geringen Erfolge des lateinischen und griechischen Unterrichtes geklagt wurde, wies man das vom Regierungstische aus mit der Begründung zurück, daß solche Beschwerden sich auf eine vergangene Zeit, auf die Zeit vor 1901, bezögen. Kultusminister Dr. Studt erklärte (3. April 1903): „Ich betrachte es gerade als „einen besonderen Vorzug und als eine sehr wertvolle Errungen-„schaft der neuen Schulreform, daß es gelungen ist den Cha-„rakter des humanistischen Gymnasiums und seine Bedeutung „zu stärken. Es gilt dies namentlich auch von dem Lateinischen, „wenn man bedenkt, daß gegenüber den früheren Normallehr-

„plänen nunmehr eine Vermehrung der Lateinstunden um „wöchentlich sechs stattgefunden hat. Es ist das eine wesent- „liche Garantie dafür, daß das Unvollständige der früheren „Ergebnisse nunmehr einem besseren Zustande weichen wird“. — Mit herzlichem Danke wollen wir diese Erklärung aufnehmen, die anerkennt, daß eine Stärkung des humanistischen Elementes, eine Rückkehr zu besseren Zuständen notwendig war. Die Frage aber, ob die Besserung bereits erreicht sei, darf wohl einstweilen offen bleiben. Für ihre Beurteilung kommt, abgesehen von neuen Erfahrungen die man zu sammeln hofft, doch auch die Tatsache in Betracht, daß dem Gymnasium mit jenen sechs Stunden im Jahre 1901 nur ein sehr geringer Teil von dem wiedergegeben worden ist, was es 1882 und 1891 verloren hat. Zum Ausruhen also, zu sorgloser Freude über das Errungene ist es noch lange nicht Zeit.

Zum Glück bewahren uns die Gegner davor, daß wir in Gleichgültigkeit versinken; denn sie dringen immer aufs neue angreifend vor. Während die eine der beiden alten Sprachen einen kleinen Gewinn zu verzeichnen hat, erhebt sich drohende Gefahr gegen die andere. Der Versuch, das Griechische nach dem Muster des Frankfurter Lehrplanes überall bis Untersekunda hinaufzuschieben und dann mit Rücksicht auf die aus dieser Klasse Abgehenden fakultativ zu machen, ist im Sommer 1900 mit genauer Not abgeschlagen worden; aber der Plan hat immer noch mächtige Freunde und Förderer[3]). Es klingt ja vielleicht für manchen berückend, daß zur Aufnahme so edler Stoffe, wie die griechische Literatur sie bietet, erst die reiferen Jahre der Schulzeit recht würdig und fähig seien, und daß eine vertiefte, geistvollere Methode des Unterrichtes den Verlust an Jahren sicher wieder ausgleichen, ja am letzten Ende ein volleres Resultat erzielen werde. Im Gegensatze dazu muß ich meinerseits die hausbackene Ansicht bekennen: so sehr auch jeder neue und fruchtbare didaktische Gedanke willkommen zu heißen ist, für die gesamte Organisation, für die Sicherung von Erfolgen, die auch mit Durchschnittskräften erreicht werden

sollen, liegt das Entscheidende in der einem Lehrfache gegönnten Zeit. Daß ein tüchtiger Lehrer in wenig Stunden unter Umständen mehr erreicht als ein schlechter Lehrer in viel Stunden, ist eine billige Weisheit. Folgt daraus, daß man immer munter die Zahl der Stunden und der Jahre vermindern soll, in der Hoffnung, daß ganz von selber in entsprechendem Verhältnis die Tüchtigkeit der Lehrer zunehmen werde?

Im wesentlichen ist unsere Lage doch heute noch nicht allzu verschieden von der vor fünf Jahren, wo dieses Buch zum erstenmal hinausging. Damals diente sie deutlich zu machen ein Gleichnis, das ein feiner Kopf ersonnen haben muß[4]): „Der Lehrer des Griechischen kommt sich heutzutage „oft vor wie der Spielmann im Märchen, an dessen Geige eine „Saite nach der anderen reißt und der doch immer herrlicher, „immer herzbewegender spielt oder — spielen sollte". Das ist immer noch das rechte Bild: gegenüber der heulende Wolf der irregeleiteten öffentlichen Meinung, die sich mit den ihr gebrachten Opfern nicht zufrieden gibt; in unserer Hand ein halbzerbrochenes Instrument, wer weiß wie lang es noch zusammenhält? Aber bis zum letzten Augenblick wollen wir versuchen ihm eine Melodie zu entlocken, um das Raubtier still zu machen. Und vielleicht, daß wir aushalten, bis der Morgen wieder kommt, die Sonne aufgeht und den ganzen bösen Spuk verscheucht.

Die Aufgabe der folgenden Blätter ist damit schon angedeutet. Nicht Kunstgriffe und überraschende Praktiken sollen geboten werden, durch die es gelingen könne ein schwieriges Wissen in kurzer Zeit anzueignen und spielend geläufig zu machen; unsere Hoffnung muß sein, durch gründlicheres Studium der grammatischen Wissenschaft auch den grammatischen Unterricht zu fördern. Wie kann dieser, inmitten all der Hemmungen unter denen er zur Zeit leidet, doch als selbständige Macht wirksam werden? wie lassen

sich aus ihm Kräfte entwickeln, die dazu helfen den der sie erwirbt klüger und besser zu machen? Wirklich, auch besser. Wer darüber lächelt, den bitte ich die Beispiele zu lesen, die dafür gegeben werden, und dann zu urteilen[5]. — Systematische Abrundung ist nirgends angestrebt; was ich selber seit Jahren zu tun versucht und zugleich theoretisch erwogen habe, will ich mitteilen. Die ersten Kapitel sollen der Verständigung über einige Grundbegriffe dienen, die späteren an ein paar größeren Proben die Anwendung zeigen.

I.

Grammatische Terminologie.

Dies ist der Jugend edelster Beruf!
Die Welt, sie war nicht, eh ich sie erschuf.
Baccalaureus.

Scharf geprägte Kunstausdrücke gehören zu dem unentbehrlichen Handwerkszeug jeder Wissenschaft. In der Schule ist ihre Bedeutung noch größer, weil hier die Fähigkeit, klar zu unterscheiden und vernünftig zusammenzufassen, erst erworben werden soll; dabei kann die Beschaffenheit der Begriffe, mit denen täglich hantiert wird, viel nützen, aber auch viel schaden.

Im ganzen wird man nicht behaupten können, daß in Deutschland und gar in Preußen die Lehrer der Grammatik auf diesen Punkt nicht genug achten; eher könnte es scheinen, als sei die aufgewandte Sorgfalt manchmal übertrieben, gehe zu sehr ins Peinliche und Kleine. Dem Zorn gegen die Bezeichnung „*cum* inversum“, wofür es „inversivum“ heißen müsse, vermag ich mich nicht anzuschließen. Das Verbaladjektiv ist ursprünglich kein Participium, weder ein aktives noch ein passives, sondern eben ein Adjectivum das einen verbalen Begriff enthält, der dabei die mannigfaltigsten Beziehungen eingehen kann. Bei Euripides heißt ein Wald, der das Finden erschwert, δυσεύρετος (Bacch. 1221); χαλκόπληκτος γένυς (Soph. El. 484) ist weder „erzgeschlagen“ noch „erzschlagend“, sondern „das Beil mit ehernem Schlage“[6]. Aristoteles nennt eine Stadt „mit guter Zufuhr“ εὐπαρακόμιστος

(Polit. VII 5). Diese Kraft freier Verwendung ist freilich im Laufe der Jahrhunderte ermattet, aber doch nicht erstorben; und man sollte sich freuen, wo sie in der natürlichen Redeweise unverbildeter Menschen noch hervortritt. Wustmanns Schreiber, der die eingelaufenen Antworten in „abgelehnte Schreiben“ und „angenommene Schreiben“ einteilte, bewies dadurch mehr lebendigen Sprachtrieb als der gelehrte Verfasser der „Sprachdummheiten“, der sich über das falsche Passivum ereifert. So verdient auch das „*cum* inversum“ freundliche Duldung. — Kaegis Versuch, „Bildevokal“ statt „Bindevokal“ einzuführen, empfiehlt sich durch den Sinn wie durch die Leichtigkeit der Änderung; aber es schadet auch nichts, wenn man den älteren Ausdruck festhält. Denn was darin falsch ist, liegt außerhalb der Dinge, die dem Schüler bekannt sind. Man muß ihm erst künstlich dafür das Auge bewaffnen, während es doch Aufgabe genug ist, daß er auf den Gebieten, die er überblicken kann, die eigne Sehkraft gebrauchen lernt.

Wenn z. B. gelehrt wird: „die bukolische Cäsur ist keine Cäsur, sondern eine Diärese“, so heißt das umgekehrt die natürliche Aufmerksamkeit einschläfern; schon ein Tertianer kann — und soll — den Einwand erheben: „Wenn es keine Cäsur ist, warum nennt man sie so?“ — „Der Bedingungsatz heißt Vordersatz, auch wenn er nachsteht; der Hauptsatz heißt Nachsatz“: diese Redeweise ist weit verbreitet, aber doch geradezu widersinnig; sie bringt eine sehr unnötige Unklarheit in ein Verhältnis hinein, mit dem sich der Unterricht oft beschäftigt und für das eine verständliche Benennung auch dem sachlichen Verständnis zu Hilfe kommen würde. Die Jungen sollen gerade lernen, daß es für die innere Beziehung zwischen „bedingendem“ und „bedingtem Satze“ ganz gleichgültig ist, in welcher Reihenfolge beide stehen. — Beliebt zu sein scheint auch die Unterscheidung eines „Ablativus modi mit *cum*“ und „ohne *cum*“. Nur der zweite darf überhaupt so heißen. Dieselbe logische Funktion wird das eine Mal durch die Kasusform, das andere Mal durch eine Präposition angedeutet; und

das ist eine wesentliche Verschiedenheit, die an anderer Stelle vollends wichtig wird, bei der französischen und englischen Deklination, denen die deutsche sich zu nähern beginnt. So lohnt es wohl der Mühe, dem späteren, eindringenderen Verständnis von vornherein den Weg offen zu halten.

Wie hier, so ist es nicht selten geboten für strenge Gewöhnung des Ausdrucks schon zu einer Zeit zu sorgen, wo die Lernenden selber den Grund dazu noch nicht verstehen. Dem Quartaner, der *se* und *eum* unterscheiden soll, erscheint es natürlich, zu sagen: „das Reflexivum bezieht sich auf das Subjekt desselben Satzes oder des Hauptsatzes"; größere Perioden, in denen der übergeordnete Satz selbst wieder abhängig ist, werden zunächst nicht behandelt. Aber später, schon in der Cornel-Lektüre, wird er sie finden und in ihrer Auffassung vor einem Anstoß bewahrt bleiben, wenn er gleich anfangs angehalten worden ist, hier, wo nicht die absolute Stellung des Satzes, sondern nur sein Verhältnis zu dem abhängigen in Betracht kommt, nicht vom „Hauptsatz" zu reden sondern vom „regierenden Satz". — Derselbe Begriff ist in Gefahr verdunkelt zu werden, wenn man etwa bei der Consecutio temporum erklärt: „hier muß der Konjunktiv des Präsens stehen, weil ein Haupttempus vorhergeht". Ob es vorhergeht oder nachfolgt oder auch in die Mitte eingeschoben ist, macht ja gar nichts aus; es ist das regierende Verbum und als solches für den abhängigen Satz bestimmend. Indem man die Schüler nötigt dies auszusprechen, hilft man ihnen das Wesentliche und Innerliche auzufassen anstatt des Äußeren und zufälligen.

Bisher handelte es sich nur um kleine Ungenauigkeiten; schlimmer ist es, wenn dem Lernenden ein Ausdruck zugemutet wird, der verschiedene Bedeutungen umfassen soll. In manchen Grammatiken wird der Name „logisches Subjekt" in doppeltem Sinne gebraucht. Einmal soll es das Subjekt des regierenden Verbums sein im Unterschied von dem „grammatischen" eines Nebensatzes, der betrachtet wird; dann aber meint man damit ein Subjekt, das als solches überhaupt nicht ausgedrückt

ist, sondern nur vorschwebt. Diese Anwendung ist berechtigt, jene erste nicht. In einem Satze, wie *Romani legatos miserunt, qui a Prusia rege peterent, ne inimicissimum suum secum haberet,* hat es kaum irgendwelchen Sinn, zu sagen, *suum* beziehe sich auf das logische, *secum* auf das grammatische Subjekt; beide beziehen sich auf ein grammatisches Subjekt, *secum* auf das desselben [nicht „des abhängigen“! denn von *secum haberet* hängt er nicht ab], *suum* auf das des regierenden Satzes. Dagegen wenn Cicero schreibt (ad. Brut. I 18): *Rogatus sum a matre tua, ut venirem ad se,* so bezieht sich das Reflexivum auf eine Person, die nicht im Subjektskasus steht, aber doch als tätig und wirkend gedacht wird; nur in solchem Falle mag man ein „logisches Subjekt“ dem grammatischen gegenüberstellen.

Was heißt „prädikativ“? Darüber sind nicht nur die Meinungen geteilt, sondern in einem und demselben Buche finden sich oft mehrere Bedeutungen nebeneinander. In *Agesilaus erat humili statura* wird das Prädikat durch einen Ablativ gebildet; in dem bekannten *Licuit esse otioso Themistocli* (Tusc. I 15, 33) ist das Prädikatsadjektiv durch Attraktion in den Dativ geraten. Hier wäre es an sich wohl möglich von prädikativem Ablativ, prädikativem Dativ zu sprechen; untereinander aber sind beide Sätze ganz verschieden. Ein Ausdruck soll doch etwas Greifbares ausdrücken, ein Terminus soll determinieren. Wir werden also auch den Namen „prädikativ“ für solche Fälle aufsparen, die, durch innere Gleichartigkeit verbunden, das Bedürfnis nach einer charakterisierenden Bezeichnung erwecken. Dies trifft da noch nicht zu, wo sich ein Adjektiv oder Participium durch Umformung des Gedankens in die Stellung des Prädikates bringen läßt; denn das ist bei jedem Attribut möglich: für *magnam urbem* kann man sagen *quae magna erat.* Von besonderer Art und deshalb einer besonderen Benennung wert sind erst die Fälle, in denen es solcher Umformung bedarf, damit überhaupt für unser deutsches Sprachgefühl der rechte Sinn herauskomme. *Aedes Salutis a C. Iunio*

Bubulco censore locata est, quam consul bello Samnitium voverat (Liv. IX 43, 25): „den er gelobt hatte, als er Konsul war“. Μίνως παλαίτατος ὧν ἀκοῇ ἴσμεν ναυτικὸν ἐκτήσατο (Thuk. I 4): „war der erste, der erwarb“. Τῆς τροφῆς ἀπορίᾳ τὸν στρατὸν ἐλάσσω ἤγαγον (ebd. 11): „infolge der Schwierigkeit für die Verpflegung war das Heer, das sie mitnahmen, kleiner“. Ob man wirklich so übersetzen will oder mit einem „als“ die Apposition abheben („den er als Konsul gelobt hatte“) oder adverbiellen Ausdruck anwenden („erwarb am frühesten“), das muß jedesmal nach den Umständen entschieden werden; die Probe auf den Sinn aber läßt sich am besten durch jene Umformung machen. Und so dürfen wir mit bestimmter Abgrenzung sagen: „Wenn ein Nomen, ohne der Form nach Prädikat zu sein, doch der Sache nach den Teil des Satzes ausmacht, der die eigentliche Aussage enthält, so sagt man, es stehe prädikativ“.

Unsere Betrachtungen haben wohl gezeigt, wie noch manches geschen kann um die altüberlieferten Kunstausdrücke der Grammatik recht zu verwerten. Unterdessen muß man vorsichtig sein neue einzuführen. Unsere Zeit leidet ja überhaupt an dem ungestümen Eifer zu neuer Gesetzgebung; *vetustas cessit ratio vicit* lautet die Parole auf politischem wie auf pädagogischem Gebiete. Richtiger wäre es, das, was historisch geworden ist, festzuhalten und organisch weiter zu bilden. Auch in der Schule und im Unterricht sollte man so verfahren. Ein Unternehmen wie Franz Kerns Deutsche Satzlehre mit allem, was er zu ihrer Begründung und Empfehlung geschrieben hat, war schon dadurch bedenklich, daß es sozusagen eine Umwertung aller Werte verlangte. Im einzelnen seiner Durchführung zeigt es, wie ein System, das ein noch so gescheiter Mann erdacht hat, doch dem praktischen Bedürfnis weniger entspricht als die Begriffe, in denen sich die geistige Arbeit von Jahrhunderten niedergeschlagen, wenn auch nicht überall völlig abgeklärt hat.

Damit soll natürlich nicht jeder Neuerung die Tür verschlossen sein. Gerade Kern gehörte wohl zu den ersten[7]) in der Anwendung einer Formel, die allmählich auch fürs Lateinische und Griechische Eingang findet und wirklich eine bequeme Handhabe bietet, um Dinge zusammenzufassen, die sonst unübersichtlich auseinanderfallen: das ist die Scheidung von „afficiertem" und „efficiertem Objekt". Wenn ich sage, „einen Fehler begehen, ein Gebet sprechen" oder „einen Fehler tadeln, das Gebet verachten", so ist offenbar der Akkusativ ganz verschieden verwandt. In den Worten der Aphrodite (E 361) Λίην ἄχθομαι ἕλκος ὅ με βροτὸς οὔτασεν ἀνήρ bezeichnet με den der afficiert, ὅ das was efficiert wird. Die Bedeutung beider Ausdrücke leuchtet von selbst ein; und man soll nur versuchen, die bunte Fülle griechischer Objekts-Akkusative von diesem Gesichtspunkt aus zu ordnen, so wird man finden, daß es viel besser gelingt, als mit Hilfe des sonst üblichen Gegensatzes von äußerem und innerem Objekt.

Eine bescheidene Änderung, nur die Herüberziehung eines anderswo geläufigen Namens, möchte ich für das Kapitel der deutschen Moduslehre vorschlagen. Mit der Erklärung und Einübung dessen, was im Lateinischen und Griechischen „Potentialis" und „Irrealis" heißt, gibt es in der Schule viel Mühe. Der Wunsch, möglichst fehlerfreie Extemporalien zu bekommen, hat dazu geführt, daß man ein *si dicas, erres* mit „dürftest du irren" übersetzt. Nun wissen die Jungen: wo es „dürfte" lautet ist der Potentialis gemeint, „würde" deutet auf den Irrealis hin. Aber die lebendige Sprache weiß nichts von solcher Spaltung. Allein schon die Schwierigkeit, die es den Schülern macht, den Unterschied im Lateinischen zu begreifen, hätte daran erinnern sollen, daß er eben in unserer Sprache nicht besteht. Hier fallen beide Modi zusammen; das Hilfsverbum „würde" zeigt nur an, daß die Aussage bedingt ist, nicht, in welchem Sinne sie es ist. Diese wichtige Tatsache wird leichter erkannt und festgehalten, wenn ihr auch ein einheitlicher Ausdruck entspricht. Und dazu bietet sich

„Condicionalis", eine Rückübertragung aus *conditionnel*, von selber dar. Die Benennung dieses Modus verlangt schon im Französischen ein erklärendes Wort und wirkt verwirrend, wenn es nicht gegeben wird. Er steht nicht in Bedingungsätzen, und doch heißt er von der Bedingung *(condicio)*: es ist der „Modus der Bedingtheit". Auf diesem Wege ergibt sich fürs Deutsche noch ein weiterer Vorteil. Auch ein mäßiger Obertertianer weiß, daß er nicht schreiben darf *si j'aurais*; in Sekunda lernt er, daß der Optativ mit ἄν im Bedingungsatze keinen Platz hat. Mit Berufung darauf muß es gelingen, den unleidlichen Mißbrauch des deutschen „würde" im bedingenden Satze („wenn du gehorchen würdest, so wäre es dein eigener Vorteil") zu überwinden. Bereitwillig sehen die Schüler ein, daß es schimpflich ist, einen Fehler, den sie im Französischen und Griechischen zu vermeiden wissen, im Deutschen zu machen.

In der Formenlehre hat Perthes[8]) mit seinem „Wortstock" einen glücklichen Griff getan. Nun bleibt das Gewissen des Philologen ungestört, der aus der historischen Grammatik weiß was ein „Stamm" ist, und doch hat man im Unterrichte das praktisch abgegrenzt, was der Knabe als Feststehendes empfindet: *horto-* ist der Stamm, *hort-* der Wortstock. Die neue Bezeichnung ist aus dem Unterricht hervorgegangen und gewiß mündlich oft gebraucht worden, ehe sie zum ersten Male gedruckt wurde. Anders eine Erfindung, die neuerdings Boden zu gewinnen scheint, die Differenzierung von „Herübersetzen" und „Hinübersetzen". In der Klasse kommt man mit dem einfachen „Übersetzen" aus, weil der Zusammenhang von selbst ergibt, was gemeint sei; nur die moderne pädagogische Literatur mit ihrer unheimlichen Betriebsamkeit hat das Bedürfnis nach einer neugeprägten Scheidemünze entstehen lassen. Betont man eigentlich „Her-übersetzen" oder „herüber-setzen"? Ich habe das Wort immer nur gedruckt gelesen. Auf dem Papier ist es entstanden, und es riecht nach der Lampe.

Das gilt nun in viel höherem Grade von einer großen Gruppe neuer Kunstausdrücke, mit denen eine andere krankhafte Neigung der Zeit uns beschenkt hat, den verdeutschten Terminis. Die Tendenzen des Deutschen Sprachvereins im ganzen zu kritisieren ist hier nicht der Ort[9]). Daß die Schule ihnen noch nicht in dem Maße anheimgefallen ist wie andere Gebiete des Lebens, ist leicht zu begreifen. Denn die Männer, die hier wirken, sind eher als Post- und Eisenbahnbeamte, wie es scheint auch besser als die Juristen, in der Lage das historische Recht in der Sprache zu verstehen und die Grenzen zu erkennen, innerhalb deren eine Befreiung von dem Einfluß fremder Nationen überhaupt möglich ist. Wenn man „Kasus" durch „Fall", „Flexion" durch „Biegung", „Participium" durch „Mittelform" ersetzt, so bleibt man genau so abhängig von den Griechen wie man vorher gewesen ist. Denn sie sind es, die durch Beobachtung und Sichtung der sprachlichen Formen und durch tiefes Nachdenken Begriffe wie πτῶσις κλίνειν μετοχή geschaffen haben. Jedes Geschlecht der Menschen hat seine eigene Aufgabe, die es nur lösen kann indem es das von früheren Geleistete übernimmt; die Wissenschaft würde nie weiter kommen, wenn sie immer wieder von vorn anfangen müßte. So ist es für die heutige Sprachwissenschaft ein unschätzbarer Gewinn, daß ihr eine von den griechischen und noch feiner von den indischen Grammatikern ausgebildete Terminologie zu Gebote steht. Indem wir nun diese dankbar benutzen, ist es ehrlich, durch Einsetzung deutscher Namen so zu tun als hätten wir alles selber gemacht? Ist denn der Name mehr als die Sache?

Das nicht, erwidert man, aber die Schüler verstünden die deutschen Ausdrücke so viel besser. — Ja, was man so Verstehen heißt! Bei der Lektüre halten wir darauf, daß sie sich nicht mit dem Wortsinn begnügen, sondern erst dann glauben sollen den Text verstanden zu haben, wenn Gedanke und Zusammenhang erfaßt sind. Und nun wollen wir uns selbst und ihnen einreden, sie verstünden Bezeichnungen wie „Fall,

Biegung, Aussageweise“? von denen doch nicht einmal der Wortsinn ihnen klar wird, sondern nur Silben und Laute das Gefühl einer gewissen Vertrautheit erwecken. Alle grammatischen Termini gehen darauf zurück, daß sprachliche Erscheinungen zusammengefaßt und benannt wurden, die das natürliche Bewußtsein der redenden Menschen überall nicht berührten. Wenige waren leicht zu finden und sind nun wieder leicht zu verstehen; so Tempus und Numerus, Aktiv und Passiv. Aber ernstes Besinnen und erfinderische Kraft gehörten dazu, um die Tatsachen zuerst zu entdecken die wir jetzt mit Namen wie Modus (ἔγκλισις), Konjunktiv (ὑποτακτική), Adverb (ἐπίρρημα), Transitivum (μεταβατικόν) kurzer Hand registrieren. Und da wollen wir unreife Knaben nötigen, daß sie die Arbeit des Abstrahierens, die in solchen Ausdrücken steckt, in ihren Köpfen wiederholen? Seien wir doch lieber froh, daß ein Schatz von Benennungen auf uns gekommen ist, die uns diese Mühe ersparen, weil sie eben so unmittelbar angeeignet und bequem gebraucht werden können wie die Wörter unserer eigenen Sprache. Den Begriff „Satz“ lassen wir auch unerklärt; warum das Wort „Wort“ heißt, wissen wir selbst nicht: das stört niemanden. Weshalb muß für Nomen und Verbum[10]) ein Name gesucht werden, der zugleich eine gedrängte Beschreibung der Sache enthält?

Eine sehr gedrängte Beschreibung, die nun wieder, wenn sie irgendwie wirksam werden soll, erläutert werden muß. Wie viele Sextaner, meint man, werden etwas davon haben, daß ihnen die Erwägungen erzählt werden, auf denen die Ausdrücke „Mittelform“ und „Vorstellungsform“ beruhen? Wenn man ihnen aber nichts davon sagt, so bleiben die deutschen Wörter ebenso unverstanden wie früher die fremden. Welches von beiden ist das Schlimmere? „Konjunktiv“ bedarf in den Anfängen des Lernens keiner Erklärung; es ist eine Benennung für sich und wird dadurch allmählich begriffen, daß man die Sache kennen lernt. „Verbum“ ist, was konjugiert, „Nomen“, was dekliniert werden kann: damit kommt man in der Schule

jahrelang aus. Aber ein deutscher Kunstausdruck zerlegt sich auch für das jugendliche Bewußtsein in bekannte Bestandteile der Muttersprache; und so muß er entweder zu der Frage führen: „woher die Bedeutung?“ oder er wird zur Gedankenlosigkeit verführen. Diese schlimme Wirkung wird oft auch da eintreten, wo sich die Frage allenfalls beantworten läßt. Daß „Vater“ ein Dingwort, „liegen“ ein Tätigkeitswort sein soll, „Schönheit“ kein Eigenschaftswort, erscheint willkürlich. Jeder Mann weiß, daß es nicht anders sein kann, weil immer nur ein einzelner Zug in dem Wesen einer Sache, und nicht immer der wichtigste, durch ihren Namen angedeutet wird. Der Knabe aber, dem sich diese reifere Anschauung nicht so leicht mitteilt, muß, wenn er von seinem Standpunkt aus ganz berechtigtes Bedenken äußert, zum Schweigen verwiesen werden: so schläfert man seine Gedanken ein, anstatt sie aufzuwecken. Ja, es kommt vor, daß er durch den deutschen Wortlaut geradezu irre geleitet wird. Unter den Bezeichnungen der griechischen Grammatik war ἀντωνυμία eine der am wenigsten gelungenen. Wenn ein heutiger Tertianer dafür „Pronomen“ sagt, so denkt er sich bei den Silben des Wortes nichts und braucht sich nichts zu denken. Wenn er aber „Fürwort“ sagt, so denkt er sich entweder auch nichts — wie kann man dann behaupten, der deutsche Name habe den Vorzug verständlich zu sein? — oder er bildet sich dieselbe mangelhafte und äußerliche Vorstellung, über die in diesem Falle die Griechen nicht hinausgekommen waren.

Die schädlichen Folgen der Verdeutschung zeigen sich besonders deutlich an einem geläufigen Begriff, der auf diesem Wege in Gefahr ist für die Schule überhaupt verdorben zu werden: „Komparation“ soll „Steigerung“ heißen, „Komparativ“ die „höhere Stufe“. Das ist dem Worte wie der Sache nach gleich falsch. *Comparare* ist „vergleichen“, der „Komparativ“ bedeutet nicht eine höhere, sondern eine relativ hohe Stufe. Daß „öfter“ nicht so viel ist als „oft“, „älterer Herr“ der Höflichkeit mehr entspricht als „alter Herr“, daß einer zu den

„Besseren“ in seiner Klasse gehören kann ohne doch ein „guter“ Schüler zu sein: das begreifen die Jungen, wenn man sie darauf hinweist, sehr leicht. So mag es etwa in Sekunda gelingen den Irrtum auszurotten; aber wozu sollen wir ihn erst künstlich pflanzen? — Überhaupt steckt in den alten Terminis, wenn man einmal innehält um die schon gewohnt gewordenen zu betrachten, viel schätzbarer Stoff zum Denken. Was „reflexiv“ ist, habe ich schon in Quinta dadurch erklärt gefunden, daß der Lehrer beim Aussprechen des Subjektes auf seine Brust deutete, beim Prädikatsverbum den Arm vorstreckte, beim Objekt ihn wieder zurückbog, wobei sich leicht für die Schüler eine unmittelbare Anschauung befestigte und der fremde Ausdruck ihnen lebendiger wurde als das blutlose „rückbezüglich“. *Oratio obliqua* ist ein treffliches Wort, Verstand und Sinnlichkeit aufs beste verschmolzen in dem Bilde der perspektivischen Ansicht von einer Landschaft oder einem Gebäude, worin die Verhältnisse verschoben sind, die Lage der Teile minder klar erscheint als im Plan und im Aufriß. So werden die „Enklitika“ dem, der sie schon ein paar Jahre kennt, erst recht deutlich, wenn er nun einmal aufgefordert wird das Wort zu übersetzen, wo er denn leicht entdeckt, daß es dieselbe Erscheinung im Lateinischen und im Deutschen gibt.

In diesem Beispiel könnte man allerdings, ohne das Bild zu zerstören, „angelehnte Wörter“ sagen; aber es ist besser, die Erklärung erst zu bringen, nachdem die Sache selber vertraut geworden ist. Und dann, wie umständlich und langweilig ist die Umschreibung! Daran aber leiden — und das sei unser letzter Einwand — gar viele der für die Schule empfohlenen Verdeutschungen[11]). Wilhelm Deecke hat eine ganze Lateinische Schulgrammatik (1893) dem Versuch gewidmet, nur deutsch zu reden. Da ist aus dem Part. praes. act. ein „Mittelwort der Gegenwart der Tätigkeitsart“, aus dem Acc. c. inf. ein „Wenfall mit Dingform“ geworden. Eine Regel (§ 391) schreibe ich ganz her, zur Probe und als Rätsel: „Bei Ver-

2*

„wandlung eines Satzes in den unabhängigen Woherfall fällt „Bindewort und Bindezeitwort aus, der Satzgegenstand tritt in „den Woherfall, ebenso das Aussagenennwort; die bestimmte „Form des Zeitworts aber wird in das entsprechende Mittel- „wort verwandelt, das in Geschlecht, Fall und Zahl sich nach „dem Satzgegenstand richtet.“ Es ist, als wenn man aus den Fliegenden Blättern vorlesen hört. —

„Βάλλε βάλλε βάλλε βάλλε,
„παῖε πᾶς τὸν μιαρόν!“

So ruft es ringsum. Das soll mich nicht hindern zum Schluß auch von solchen Fällen zu reden, in denen die Übersetzung eines Terminus technicus wirklichen Vorteil gewährt und deshalb zu empfehlen ist. Eigentlich sollte es sich von selbst verstehen: wo es möglich ist einen deutschen Ausdruck aus Elementen zu bilden, die zum Gebrauche bequem und so weit bekannt sind, daß sie das Verständnis der Sache erleichtern, da wird man das Fremdwort aufgeben. Besonders gern wird man dies tun, wenn der Gang des Unterrichtes es ohnehin mit sich bringt, daß die Schüler sich einen neuen Begriff durch eigene Überlegung erarbeiten. Das kommt auf den untersten Stufen nicht leicht vor, weil es ungesund wäre die Kleinen schon über ihr Denken reflektieren zu lassen, aber z. B. in Obertertia bei Durchnahme der Cäsuren. Dieser Ausdruck selber ist nicht zu entbehren; denn ein „Einschnitt im Verse“ ist ja auch die Diäresis. Aber nun läßt man durch Ausprobieren finden, daß es zwei Arten von Cäsuren gibt, männliche und weibliche; so ergeben sich die genaueren Bestimmungen „weibliche Cäsur im dritten Fuße, männliche im dritten, vierten usw.“ von selbst, Worte, bei denen sich der Schüler nicht nur überhaupt etwas, sondern ohne weiteres das Richtige denkt, ohne mit ἑφθημιμερής, κατὰ τρίτον τροχαῖον u. dgl. Verstand und Zunge zu quälen. — „Kondizionalsatz“ ist schlechter als der entsprechende deutsche Name, dessen wir schon (S. 10) gedacht haben; denn es bleibt unklar, welcher





der beiden verbundenen Sätze bezeichnet werden soll. Wer sich, mit uns (S. 15), des Französischen erinnert, wird den „bedingten Satz“ verstehen wollen, während in der Regel der „bedingende“ gemeint ist. So ziehen wir diesmal die deutsche Benennung vor, und begnügen uns von kondizionalen oder hypothetischen „Perioden“ zu sprechen, wo nun wieder die Doppeldeutigkeit der fremden Adjectiva Gewinn bringt, indem sie der Zusammenfassung dient. Die praktische Rücksicht gibt überall den Ausschlag.

II.

Induktion und Deduktion.

O imitatores, servum pecus!
Horaz.

Mit dem Beispiel der Cäsuren haben wir ein Kapitel gestreift, das heute zu den beliebtesten gehört, das von der „induktiven Methode“. Sie erscheint wie eine Zauberrute, mit der man wunderbare Verwandlung bewirken, verborgene Schätze hervorlocken könne. Worin sie aber eigentlich bestehe, darüber sind, so scheint es, noch nicht alle einig. Wer ein wenig nachdenkt[12]), wird doch wohl zugeben, daß der Begriff in der Schule kein anderer sein kann als von jeher in der Logik. Die Forschungsmethode der induktiven Wissenschaften besteht darin, daß man Einzeltatsachen sammelt und beobachtet, dann durch Vergleichung allgemeine Ansichten gewinnt, zuletzt, wenn es gelingt, durch Prüfung die Gesetze entdeckt, die den Erscheinungen zu Grunde liegen und denen sich diese nun wieder unterordnen lassen. Wie nützlich es ist die Lehrmethode ähnlich einzurichten, liegt auf der Hand: jede selbsterworbene Erkenntnis interessiert mehr und haftet fester als die fertig mitgeteilte. So ist man auch im Sprachunterrichte mehr und mehr dahin gelangt, manche Dinge, die sonst als Teile des Systems vorgeführt wurden, unerwähnt zu lassen, bis Beispiele davon im Zusammenhang der Lektüre vorkommen und im Anschluß daran besprochen werden.

„Im Anschluß an die Lektüre", das ist nun das Schlagwort. Doch wenn diese das gewünschte Beobachtungsmaterial nicht enthält? In den „zusammenhängenden" Stücken der Übungsbücher mag ja der Verfasser die nötigen Beispiele verstecken wie die sorgliche Mutter die Ostereier im Grase. Aber nachher. Ist es gestattet die Erfahrungen, die ein Schriftsteller den jungen Lesern bietet, zu ergänzen und eine grammatische Regel in der Weise bekannt zu machen, daß man freigewählte lateinische oder griechische Sätze, in denen sie vorkommt, der Klasse mitbringt und aus ihnen das Gemeinsame und Gesetzmäßige herausfinden läßt? Und darf ein solches Verfahren noch „induktiv" genannt werden? — Es ist beschämend, daß eine solche Frage aufgeworfen werden kann; und doch sind nicht bloß mir[13]) angesehene Schulmänner vorgekommen, die sie auch noch verneinten: „induktive Methode" bedeute „Anlehnung an die Lektüre". Bis zu dem Grade ist es möglich das Äußerliche und Zufällige dem Wesentlichen vorzuziehen. Es wäre nichts anderes, wenn einem Physiker zugemutet würde sich mit den Beobachtungen zu begnügen die von selbst kommen, und bei Leibe kein Experiment anzustellen.

Ein Seitenblick auf das Gebiet, in dem die induktive Methode recht eigentlich zu hause ist, kann noch in anderer Beziehung nützlich werden. In den exakten Wissenschaften weiß jeder, daß es schwer — wo nicht unmöglich — ist, einen vollständigen Induktionsbeweis zu erbringen, und daß es der größten Vorsicht bedarf, um die Fehler zu verhüten, die aus der Beschränktheit des Materials notwendig entstehen. In der Schule aber und in der Grammatik heißt es, nachdem drei, vier, meinetwegen zehn Beispiele zusammengebracht sind: „ihr seht also, daß immer . . .". Vielmehr müßte der Lehrer stets daran erinnern, daß ein Beweis von ihm nicht geführt sei und nicht geführt werden könne, daß aber fleißige und gelehrte Männer das große Gebiet der römischen oder der griechischen Literatur durchgearbeitet und das wirklich festgestellt hätten,

was man hier nur in ein paar Proben gesehen habe. Das ist ja unbequem; aber ein solcher Zusatz muß gemacht werden. Sonst verbreitet sich vom Unterricht aus statt des Segens einer induktiven Denkart nur der Trieb zu vorschneller Verallgemeinerung, der ohnedem nicht selten ist, dessen Typus jener Engländer bildet, der mit der Überzeugung nach hause reiste daß es in Heidelberg immer regne, weil er es zweimal so gefunden hatte.

Mit dem allen sind die Fehler noch nicht erschöpft, die in dem frischem Eifer für induktive Lehrweise ihren Ursprung haben; gefährlich ist auch die Überschätzung und Übertreibung des an sich Richtigen. Der Weg vom Besonderen zum Allgemeinen, von den Tatsachen zum Gesetz ist doch nicht der einzige, auf dem neue Erkenntnis gewonnen wird; auch der umgekehrte hat sein Recht. Nur darauf kommt es für den Unterricht an, das Neue, wenn irgend möglich, nicht fertig zu überliefern, sondern die Schüler selbst es finden zu lassen. Wie das am besten gemacht werde, darüber entscheidet in jedem einzelnen Fall die Natur des Gegenstandes. Heutzutage sprechen viele so, als sei „heuristisch“ und „induktiv“ dasselbe, das Verfahren der „Ableitung“ (Deduktion) ein für allemal minderwertig, weil es weniger Denkarbeit erfordere.

So ist man dazu gekommen, selbst Kasusformen und Personalendungen induktiv zu behandeln. Auf welche Art werden wohl die Gedanken der Knaben lebhafter beschäftigt und kräftiger zu eigner Tätigkeit veranlaßt: wenn man sie an zehn Beispielen die Endungen des Genetivs, Dativs, Akkusativs kennen lernen und festhalten läßt, oder wenn man ihnen das System auf einmal gibt, und zeigt wie sie aus den Endungen und dem Stamm oder dem Wortstock die richtigen Formen selber bilden können? In den ersten Wochen der Beschäftigung mit einer fremden Sprache herrscht brennender Eifer recht viel Neues zu lernen, eine Art Heißhunger den Stoff zu verschlingen. Diesem natürlichen Verlangen soll der Lehrer ent-

gegenkommen, es nutzbar machen, nicht die Jungen mit einer Methode langweilen, die da am Platze ist, wo man einen schon bekannten Stoff überblickt um in ihm das Gesetzmäßige zu entdecken[14]. Auch später in der Syntax gibt es Fälle genug, in denen es zugleich einfacher und lehrreicher ist, aus Begriff und Wesen der Sache das Richtige abzuleiten, als es durch Beobachtung zu finden. Bei κρύπτειν wie bei νομίζειν erscheint ein doppelter Akkusativ. Verwandelt man beide Verba ins Passiv, so zeigt sich der Unterschied ihrer Konstruktion; und den wird auch ein Sekundaner, sobald man ihn zum Nachdenken darüber auffordert, im voraus als notwendig erkennen. Man raubt ihm die Genugtuung, einen logischen Schluß durch den Erfolg bestätigt zu sehen, wenn man erst Beispiele bringt, aus denen umständlich abstrahiert wird, was durch eine entschlossene Überlegung gewonnen werden konnte.

Beim Übersetzen ins Lateinische bereitet die Consecutio temporum nach dem Infinitiv Schwierigkeiten, die nur von dem überwunden werden können, der den inneren Grund des richtigen Gebrauches durchschaut[15]. Und das gelingt wieder am besten durch ruhiges Besinnen. Vier Verbindungen sind denkbar: das Verbum finitum wie der Infinitiv kann in einem Haupt- oder einem Nebentempus stehen. Stimmen beide in dieser Beziehung überein, so ist über die Wahl der Form in dem konjunktivischen Nebensatze, den der Infinitiv mitbringt, kein Zweifel: *dicit se mirari, cur haruspex non rideat*; *aiebat se miratum esse, cur nun rideret.* Aber wenn regierendes Verbum und Infinitiv auf verschiedenen Zeitstufen stehen? Die äußerliche Regel, die fürs erste ausreicht, ist sehr einfach: den Ausschlag gibt allemal das Nebentempus. Doch woher kommt das? Diese Frage lasse ich immer erst aufwerfen, nachdem sich die Praxis einigermaßen befestigt hat. Dann suchen wir uns den Sinn des zusammengesetzten Gedankens deutlich zu machen. Wenn ich veranlaßt werde, statt *aiebat se mirari* einen einfachen, ob auch etwas weniger genauen Ausdruck zu setzen, so kann dieser unmöglich *miratur* lauten, sondern nur

mirabatur; vollends der Satz *dicit se miratum esse* ist nur eine Umschreibung für das schlichte Präteritum. So verstehen die Schüler, warum in beiden Fällen auch im konjunktivischen Satze ein Tempus der Vergangenheit stehen muß. *Cato mirari se aiebat, quod non rideret haruspex, haruspicem cum vidisset* (de divin. II 24, 51); aber auch: *Esse ferunt nuntiatum Simonidi, ut prodiret* (de or. II 86, 353). Ich meine, dieser Weg führt schneller und sicherer zum Ziele und trägt obendrein zur Durchleuchtung der Gedanken mehr bei, als wenn man dieselben Verhältnisse aus Beispielen allmählich kennen lehrt.

Oft sind bei einem Gegenstand Induktion und Deduktion in der Weise verbunden, daß man erst von beobachteten Tatsachen aus die höhere Stufe eines allgemeinen Gesetzes erreicht, dann umgekehrt von dem Gesetze aus zu neuen Anwendungen herabsteigt. Ein klassisches Beispiel solcher doppelten Bewegung ist das zweite Kapitel von Lessings „Laokoon“. Aber den Schülern bietet sich Gelegenheit, gerade im Sprachunterricht, diese Kunst selber zu üben. Die Bedeutung der Verbalsubstantiva auf -σις, auf -της ist in ein paar Fällen verstanden und mit Hilfe des Lehrers als Regel befestigt worden; nun kann jedes weitere Beispiel, sofern der Verbalstamm darin bekannt ist, durch einen leichten deduktiven Schluß übersetzt werden. Daß die Verba auf -όω faktitive Bedeutung haben („zu etwas machen“), merkt der Lernende bald; wenn jetzt γυμνόω δουλόω χρυσόω zum ersten Male vorkommen, ist ihr Sinn ohne weiteres klar. Die Doppelnatur der Verbaladjectiva[16]) lasse ich jedes Jahr durch Induktion finden: δυνατός „fähig“ und „möglich“, ἄκλαυτος „nicht weinend“ (δ 494) und „unbeweint“, *flebilis* „weinerlich“ und „beweinenswert“, *ignotus* „unkundig“ und „unbekannt“. Je vertrauter diese Vorstellung nach und nach den Schülern wird, desto weniger nehmen sie an einzelnen ungewohnten Vorkommnissen Anstoß, sondern beherrschen sie im voraus. Daß *sui profusus* bei Sallust (Catil. 5, 4) aktivisch, *illacrimabiles urguentur longa nocte* bei Horaz (Od. IV 9, 26) passivisch gedacht ist, ergibt

sich unmittelbar durch Anwendung des allgemeinen Gesetzes; ebenso das Zusammentreffen beider Bedeutungen in ἀδάκρυτος καὶ ἀπήμων Α 415, der aktive Sinn in μῦθος ἀπήμων Μ 80, ἄπρηκτον νέεσθαι Ξ 221, wieder der passivische in der Verbindung bei Herodot (VI 44): βορῆς ἄνεμος μέγας τε καὶ ἄπορος. Lauter Beispiele für das Ineinandergreifen der beiden Methoden.

In bescheidenstem Maße lassen sich ähnliche Denkoperationen schon auf einer ganz frühen Stufe des Unterrichtes vornehmen. Noch erinnere ich mich, wie wir als Sextaner durch einen alten Lehrer auf den Sinn der Endung *-osus* aufmerksam gemacht wurden und damit ein Mittel hatten, das Aufsuchen mancher Vokabel zu sparen. Überhaupt bietet die Bedeutungslehre mit ihrer Fülle von Einzelheiten, in denen doch allenthalben bestimmte und durchgehende Typen erkennbar sind, das geeignetste Feld, um in jener doppelten Richtung — erst induktiv, dann deduktiv — Gedanken zu entwickeln und so eine der Grundformen des wissenschaftlichen Denkens dem jugendlichen Geiste geläufig zu machen. Aber auch anderwärts fehlt es nicht an Anlässen dazu. Jahrelang habe ich in Obersekunda die griechische Moduslehre in der Weise durchgenommen, daß wir zuerst die Bedeutung der verschiedenen Modi in selbständigen Sätzen durch Beispiele und durch Vergleichung kennen lernten, dann kehrt machten und nacheinander den Optativ, den Optativ mit ἄν, den Konjunktiv usw. in das Verhältnis der grammatischen Abhängigkeit eintreten ließen. So gewannen wir das Verständnis der Modi in Nebensätzen durch Ableitung.

Erst Induktion, dann Deduktion: so wird es in der Regel gehen. Unmöglich ist auch das Gegenteil nicht. Von *persuadere* ist ein Imperfectum kaum denkbar: *suadebam* kann man sagen, nicht *persuadebam*; denn der Zusatz *per-* („bis zu Ende, mit Erfolg") schließt den Ausdruck des Unvollendeten, des Nochdabeiseins aus. Der einzige mir bekannt gewordene Fall, der dieser Erwägung widerspricht, ist bezeichnenderweise negativ,

Liv. XXXIII 32, 2, wo die Stimmung der Griechen in der Versammlung auf dem Isthmus nach dem Siege des Flamininus geschildert wird: *Alii alia non taciti solum opinabantur sed sermonibus etiam ferebant Romanos facturos; vix cuiquam persuadebatur Graecia omni cessuros.* Der ganze Zusammenhang zeigt hier, daß das Verbum nicht mehr im ursprünglichen Sinne der Tätigkeit des Überredens gebraucht ist, vielmehr *vix cuiquam persuadebatur* soviel heißt wie *vix quisquam credebat.* Ein solches Beispiel würde mich jedenfalls nicht hindern, für die Übungen im Unterricht *persuadebat* zurückzuweisen und, wo ein deutscher Text dazu Anlaß zu geben scheint, statt dessen *persuadere conatus est* oder Ähnliches zu fordern. Den Schülern will dies anfangs schwer ein. Zu der Schlußfolgerung kann man sie ja zwingen; aber sie trauen — wohl nicht das letzte Mal in ihrem Leben — der eignen Vernunft nicht, halten sich an die äußere Möglichkeit die Form zu bilden. Eine Erinnerung an den Komparativ von Wörtern wie „tot, halb“ bringt den Zweifel einstweilen zur Ruhe. Sind sie reifer geworden, so führt man sie darauf hin, wie dasselbe, was sie hier als Notwendigkeit anerkennen mußten, an anderen Stellen und von einer andern Seite her als Tatsache längst bekannt ist. Die Erscheinung der sogenannten defektiven Verba, und weiter die Vermischung mehrerer Synonymen zu einem Paradigma, beruht eben darauf, daß manche Stämme ihrer Bedeutung nach für gewisse Zeitstufen nicht geeignet waren[17]). Für die Begriffe des Sehens hat dies Georg Curtius (Grdz. [5] 101) einleuchtend gezeigt: ὄψομαι heißt „ich werde die Augen öffnen“, ἰδεῖν „erkennen, finden“; ὁρᾶν, verwandt mit οὖρος („Wächter“), ὥρα (Sorge, Beachtung“), deutsch „wahrnehmen“, ist das hütende, sorgliche Sehen. Danach versteht man, daß es zu ἰδεῖν kein Präsens, zu ὁρᾶν keinen Aorist geben konnte. Wenn wir bei anderen Verben die entsprechende Rechtfertigung nicht zu liefern vermögen, so liegt das an unserer mangelnden Kenntnis der ursprünglichen und eigentlichen Bedeutung der einzelnen Stämme; das Prinzip der Erklärung wird davon nicht berührt.

Altertümliche Verbindungen wie βάσκ' ἴθι, βῆ ἰέναι zeigen, daß noch in der Zeit wo sie geschaffen wurden die Verschiedenheit der Vorstellung in den beiden Verben dem Bewußtsein deutlicher fühlbar war als die Gemeinsamkeit des Begriffes (Curtius S. 98).

Reichtum also, nicht Armut, tritt da hervor, wo Formen verschiedenen Ursprungs zu éinem begrifflichen System sich ergänzen; das hat neuerdings Osthoff gebührend betont in seiner schönen Studie „Vom Suppletivwesen der indogermanischen Sprachen" (Heidelberg 1899). Auch ein Primaner, den man darauf hinführt, vermag dies recht wohl zu würdigen, und wird gern selber mehr Beispiele sammeln: *ferre*, λέγειν, ἐσθίειν, Verwandtes bei der Komparation: *bonus*, ἀγαθός, *gut*, die Wörter für *schlecht*, *viel*, *klein* im Griechischen, Lateinischen, Französischen. Überall sind es ganz bestimmte Begriffe, deren Bezeichnungen von alters her aus verschiedenen Wurzeln zusammenwachsen; in der Art dieser Begriffe muß also der Grund der Erscheinung liegen. Osthoffs Verdienst ist es, hierfür die Aufmerksamkeit geweckt und das Problem scharf gefaßt zu haben; wer ihm darin folgt, wird sofort auch seiner Antwort beistimmen: die gewöhnlichsten und elementarsten Tätigkeiten wie *essen*, *gehen*, *sehen*, die geläufigsten adjektivischen Werturteile wie *groß* und *klein*, *gut* und *schlecht*, kamen dem naiven Denken frühester Zeit in mannigfaltigen Beziehungen und von verschiedenen Seiten her zum Bewußtsein; sie wurden deshalb in einer Menge einzelner, charakteristischer Benennungen festgehalten, aus denen erst spätere, mehr logisch gerichtete Geschlechter Systeme gebildet haben. Eine Stunde, die darauf verwendet würde, mit erwachsenen Schülern Material dieser Art zu sammeln, zu sichten, zu beurteilen, wäre gewiß gut verwendet[17a]). Sie würde denn ganz der Induktion gehören; aber eine deduktive Betrachtung wie die von *persuadere* könnte es sein, die den Anlaß dazu gegeben hätte.

Practica est multiplex. Wer vollends versuchen will den Gang des Unterrichtes so zu lenken, daß der Zusammenhang des Wissens, das er begründet, so viel als möglich dem Zusammenhang und den inneren Verhältnissen der Dinge entspricht, auf die sich das Wissen bezieht, der sieht sich vor eine unendliche Aufgabe gestellt. Unmöglich, allgemein die Frage zu beantworten oder auch nur ernsthaft zu erörtern: welche der beiden Methoden, „induktiv“ oder „deduktiv“, ist die bessere?

III.

Analyse und Synthese.

Der konzentrische Angriff ist immer der erfolgreichere.
v. Clausewitz.

Noch ein anderes Paar von Gegensätzen, das sich mit dem soeben besprochenen vielfach berührt, stellenweise deckt, wird von der pädagogischen Weisheit unserer Zeit ungerecht behandelt. Censurformulare, zumal in Süddeutschland, enthielten früher und enthalten an manchen Orten wohl noch jetzt bei jeder der fremden Sprachen einen doppelten Vordruck, für die Leistungen in Komposition und in Exposition. Das Verständnis für diese Ausdrücke machte den Schülern und ihren Angehörigen vielfach Not, und so hat man sie mehr und mehr aufgegeben. Praktisch mit Recht; und doch war es ein feiner Gedanke, der in ihnen zur Geltung kommen sollte.

Die lateinischen Worte sind Übersetzung der griechischen ἀνάλυσις und σύνθεσις; diese aber bezeichnen wirklich die beiden Seiten, die jede ins Innere dringende Sprachbetrachtung gleichmäßig pflegen muß. Man kann die Sprache entweder ansehen als eine „Gesamtheit zu deutender Erscheinungen“ oder als eine „Gesamtheit anzuwendender Mittel“: so hat v. d. Gabelentz das Verhältnis kurz und treffend ausgesprochen[18]). Das einemal liegt die Sprache, in ihrem lebendigen Gebrauch wie in den Werken ihrer Literatur, fertig vor; es gilt, sie zu verstehen, die Gedanken aufzufinden die dahinter stecken.

Im anderen Falle wird von den Gedanken ausgegangen, die in irgend welcher anderen Gestalt vorhanden sind, und gefragt, wie die bestimmte Sprache, mit der man gerade beschäftigt ist, sie ausgedrückt habe oder ausdrücken würde. Wie sich in dem gewöhnlichen Betriebe des fremdsprachlichen Unterrichtes die beiden Tätigkeiten ungefähr verteilen, ist auf den ersten Blick deutlich. Übrigens sind sie nicht auf dessen Gebiet beschränkt. Wenn der Lehrer des Deutschen in Prima in vertieftem Sinne die gleiche Aufgabe hat wie der in der Volkschule, lesen zu lehren und schreiben zu lehren, so übt er mit dem einen Analyse, mit dem andern Synthese; nur daß diese hier viel schwerer ist als bei der Übertragung eines deutschen Textes ins Lateinische oder Französische. Denn es handelt sich darum, Gedanken zu fassen, die überhaupt noch nicht sprachlich gebunden sind sondern mehr oder minder undeutlich dem Geiste vorschweben, wo denn das Ringen nach sprachlicher Form zugleich ein Mittel wird den Stoff zu bewältigen.

Je mehr man der Sache nachdenkt, desto mehr sieht man, wie fruchtbar der Gegensatz ist. Aber freilich, um als Schema einen stetigen Anhalt für die Beurteilung von Schülerleistungen zu bieten, dafür ist er zu fein, zu innerlich. Auch als Grundlage für die äußere Einteilung des Unterrichtes oder der Bücher, die ihm dienen, ist er nicht recht geeignet. K. W. Krüger unterschied in seiner Syntax diese beiden Hauptabteilungen, Analysis und Synthesis; aber die Art, wie das praktisch durchgeführt ist, spricht nicht sehr für den Gedanken. Immerhin zeigt der gemachte Versuch einen Blick in das Wesen der Sache; und der Verstorbene erhebt sich damit hoch über den Standpunkt der Heutigen, die da meinen, weil die Leistung selbständiger Komposition in den alten Sprachen durch den Lehrplan nicht mehr gefordert werde, so sei nun für synthetische Behandlung der Grammatik überall kein Platz. Auch die Werke der Literatur kann doch nur verstehen, wer ihre Sprache versteht; dahin aber wird der niemals gelangen, der

sie immer bloß von der einen Seite her betrachtet. Vielmehr soll das Bewußtsein, daß es hier zwei Pole gibt, auf Schritt und Tritt den Unterricht begleiten, sodaß dem Lehrer für jeden einzelnen Fall die Bewegung frei bleibt sich hierhin oder dorthin zu wenden. Dabei wird er ebenso gern einmal in der Erklärung eines Textes synthetisch wie in der Grammatik-Stunde analytisch verfahren.

---

1. Daß ich meinerseits dies letztere nicht ausschließen will, bedarf hoffentlich keiner Versicherung. Es gibt Fälle genug, in denen es gar keinen Zweck hat die Schüler zum Nachdenken über den grammatisch richtigen Ausdruck anzuhalten, weil man schließlich doch nichts weiter tun könnte als ihnen das Gesetz nennen nach dem er zu bilden ist, während derselbe Ausdruck, von der Seite der fremden Sprache her betrachtet, Anlaß zu eindringender Erklärung gibt. Z. B. der Gebrauch des Konjunktivs in Relativsätzen, besonders da wo er mit dem Indikativ wechselt. Man sagt *quod sciam,* aber *quantum scio*; *sunt qui credant* muß es heißen, aber *multi sunt qui credunt* ist möglich. Wenn man für dergleichen im voraus Regeln geben wollte, so würde der Eindruck des Willkürlichen und Überflüssigen entstehen; treten aber die lateinischen Sätze zur Vergleichung nebeneinander, so liegt der Wunsch nahe den Unterschied zu rechtfertigen. Ein indikativisches *quod scio* würde nur den Zusatz bringen „und das weiß ich"; erst der Konjunktiv enthält eine innere Beziehung zu dem umgebenden Satze, hier im Sinne der Beschränkung: eben dieser Begriff liegt bei *quantum* im Worte selbst, braucht also nicht durch den Modus angedeutet zu werden[19]). Mit *sunt qui* behauptet einer: „es gibt Leute von der Art, daß sie . . ."; wer *multi* oder *pauci sunt qui credunt* schreibt, setzt das Vorhandensein dieser Gruppe als bekannt voraus und sagt von ihr aus, ob sie zahlreich sei oder nicht. Dasselbe Verhältnis besteht zwischen *accidit ut* und *bene accidit quod*: durch das eine wird

erzählt, daß etwas geschieht, bei dem andern wird die Tatsache als gegeben angenommen und über sie ein Urteil gefällt. Dergleichen selber zu entdecken macht dem Schüler Freude, und er wird dann auch den Wunsch haben sich in die lateinische Vorstellung hineinzudenken; vom Deutschen aus, wo beide Satzformen zusammenfallen, könnte er gar kein Bedürfnis empfinden sie zu unterscheiden. Dasselbe gilt für die verschiedenen Konstruktionen von *cum,* für Perfekt und Plusquamperfekt bei *postquam,* für den im Lateinischen so wichtigen, dem Deutschen wie dem Englischen und Französischen nahezu fremden Unterschied von Relativsatz und indirektem Fragesatz: überall wäre es verkehrt vom Deutschen her den richtigen fremden Ausdruck suchen zu lassen, weil der deutsche Gedanke einfach erscheint und nicht vermuten läßt, daß es etwas Besonderes zu suchen gibt.

2. In der Behandlung der Bedingungsätze herrschte lange und besteht wohl noch hier und da der Gebrauch, daß man erst die an sich denkbaren Fälle aufstellt, und dann fragt welche Formen dafür die Sprache geschaffen habe. Wie verkehrt dieses Verfahren ist, werden wir später noch näher sehen; aber für einen besonderen und gerade etwas verwickelten Fall ist der Weg vom Gedanken zum Ausdruck wirklich der richtige. Das Beispiel *Dic, quidnam facturus fueris, si eo tempore censor fuisses,* steht bei Livius (IX 33, 7) ganz so wie wir es brauchen. Ich gehe hier aber nicht vom Lateinischen aus, sondern lasse den Satz aus dem Deutschen übersetzen; erst unabhängig: *quid fecisses?* dann in Gestalt einer abhängigen Frage: „sage, was du getan haben würdest". So entsteht eine Schwierigkeit, die den Schülern sofort fühlbar wird: ein Konjunktiv soll noch einmal in den Konjunktiv gebracht werden. Einfache Überlegung lehrt: wenn es gelänge für *fecisses* eine gleichwertige indikativische Form zu finden, so würde sich an dieser das Verhältnis des abhängigen Satzes, durch Verwandlung in den Konjunktiv, ohne Mühe bezeichnen lassen. „Was würdest du getan haben, wenn . . . .", von da ist nicht weit zu der Wen-

dung: „was warest du willens zu tun für den Fall, daß ....?“ Und nun ist *facturus fuisti* fertig und kann nach Belieben in konjunktivische wie in infinitivische Abhängigkeit gebracht werden[20]).

Vide quam sim antiquorum hominum! Selbst *-urum fuisse* und *-urus fuerit* sollen der Verdammnis entrissen werden. Wer sich daran ärgert, findet doch andere Beispiele, daß das Bedürfnis nach dem treffenden Ausdruck für verschiedene grammatische Verhältnisse manchmal vom Deutschen her gegeben ist oder durch rasches Besinnen geweckt werden kann; so bei der Konstruktion der Städtenamen, wo jeder Quartaner mit den Fragen Wo? Woher? Wohin? bei der Hand ist, oder bei der Übertragung des mehrdeutigen Wortes „müssen“. Gelegentlich wird man den Schülern mit Vorbedacht einen deutschen Satz geben, bei dessen Übersetzung sie zunächst einen Fehler machen; der wird dann mit eigenem Nachdenken erkannt und wird so zum Anlaß, die Begriffe zu klären und nun die entsprechende lateinische Fassung selber zu finden. „Nach der Meinung der römischen Optimaten war Gaius Gracchus ein böser Mann, nach meiner Ansicht war er einer der besten Bürger.“ *Putabant esse* und *puto fuisse* sind nicht ohne weiteres klar; man kann zu hören bekommen: *Romani putabant Gracchum nefarium hominem fuisse, ego puto eum optimum civem esse.* Nun wird gemeinsam geprüft, das Falsche aufgespürt, der Doppelsinn in den Worten „nach der Meinung .... war“ gründlich erkannt. Und damit ist nicht nur für die lateinische Grammatik etwas gewonnen, sondern zugleich ein Beitrag geliefert zu der höchst schätzbaren, ja notwendigen Gewöhnung, bei der Auffassung dessen, was über vergangene Ereignisse ausgesagt wird, den Standpunkt des Berichterstatters oder Beurteilers scharf zu beachten.

3. Ein ähnlicher Nutzen wird da erwachsen, wo sich bei der Lektüre Gelegenheit bietet synthetisch zu verfahren. Goethe sagt einmal: „Das eigentlich Unverständige sonst verständiger „Menschen ist, daß sie nicht zurecht zu legen wissen, was ein

„anderer sagt, aber nicht gerade trifft, wie er's hätte sagen „sollen". Wer dem zustimmt, wird anerkennen müssen, daß es für das gegenseitige Verständnis innerhalb der menschlichen Gesellschaft ein Gewinn ist, wenn in den einzelnen die Fähigkeit und Neigung entwickelt wird, bei Auffassung fremder Gedanken vor allem zu fragen, was gemeint war, und sich hieran auch da zu halten, wo die zu Gebote stehenden sprachlichen Mittel nicht ausgereicht haben, um den Sinn vollkommen und restlos auszudrücken. Vor anderen ist es, bei allem anschaulichen Reichtum seiner Sprache, Homer, der weniger sagt als er denkt; Abstraktionen, logische Beziehungen empfindet er oft, ohne sie in Worte fassen zu können. Seinen Zuhörern ging es ebenso; der moderne Leser aber, der sich die Gedanken des Alten in den Formen einer überreifen Sprache lebendig machen soll, muß manchen Ansatz nun selbständig weiter führen, schlummernde Keime zur Entwickelung bringen, wenn er nicht mit dem Verständnis hinter dem zurückbleiben will, was der Dichter wirklich gemeint hat.

Als Helena (in δ) die beiden Gäste bei ihrem Gemahl erblickt, erkennt sie sogleich den Sohn des Odysseus (141. 143):

> οὐ γάρ πώ τινα φημὶ ἐοικότα ὧδε ἰδέσθαι, ...
> ὡς ὅδ' Ὀδυσσῆος μεγαλήτορος υἷι ἔοικεν.

„Noch keinen so ähnlichen" — das verstehen wir gar nicht. Sie will sagen: „noch nie solche Ähnlichkeit"; aber das abstrakte Substantivum fehlte, und so wurde der Begriff an die Person angelehnt und adjektivisch gebildet. — Zeus warnt (A 545 ff.) seine Gemahlin, sie solle nicht hoffen alle seine Pläne zu erfahren: χαλεποί τοι ἔσοντ' ἀλόχῳ περ ἐούσῃ. Das heißt nicht „sie werden dir beschwerlich sein", sondern: „es (das Erfahren) wird schwierig sein". Der Gang der Erklärung ist hier doch naturgemäß dieser: erst den Gedanken erfaßt, der zu Grunde zu liegen scheint, dazugenommen dann Homers Neigung, ein Wort, das zur Beschreibung einer Tätigkeit oder eines Voıganges dienen sollte, vielmehr auf eine Sache oder

Person zu beziehen[21]); so ergibt sich als Schluß eben der Ausdruck, den wir vor uns haben. — Wie Homer mit der indirekten Rede Mühe hat, weil es dabei nötig ist immer im Bewußtsein zu halten daß man die Gedanken eines anderen wiedergibt, weiß ein Primaner schon aus der Odyssee. Nun liest er den Bericht des Odysseus über die von Achill empfangene Antwort (I 684 ff.):

καὶ δ' ἂν τοῖς ἄλλοισιν ἔφη παραμυθήσασθαι
685 οἴκαδ' ἀποπλείειν, ἐπεὶ οὐκέτι δήετε τέκμωρ
Ἰλίου αἰπεινῆς· μάλα γάρ ἕθεν εὐρύοπα Ζεὺς
χεῖρα ἑὴν ὑπερέσχε, τεθαρσήκασι δὲ λαοί.
ὣς ἔφατ(ο) κτλ.

Die indikativischen ὑπερέσχε, τεθαρσήκασι, noch mehr die zweite Person in δήετε machen den Eindruck, als eigne sich Odysseus dieses Urteil des Peliden an; daß er das nicht tut, wird klar, wenn man die Stelle (417 ff.) aufschlägt, deren Inhalt hier wiederholt werden soll, und der noch ungefügen Syntax gedenkt in der Homer sich bewegt. „Ihr würdet finden, ... Zeus habe gehalten“: das meinte der Dichter. Ob wir die Schüler in solchem Falle frei oder wörtlich übersetzen lassen, ist eine Frage für sich; denken jedenfalls müssen sie die Rede in abhängiger Form.

Von Homer weitab steht Cicero. Daß dieser nicht immer ganz das gesagt bekomme, was er sagen wollte, wird man kaum behaupten; aber den Weg vom Gedanken zum Ausdruck dem Autor nachzugehen ist auch bei ihm oft nützlich, sei es daß dabei fürs Übersetzen etwas gewonnen wird, oder daß eine syntaktische Besonderheit, die den Schüler stören mußte, so ihre Erklärung findet. Wendungen wie Tuscul. I 22, 52 *praeceptum Apollinis quo monet ut se quisque noscat,* oder Cat. Mai. 20, 73 *Solonis est elogium, quo se negat velle suam mortem dolore amicorum vacare* wörtlich nachzubilden wäre schwerfällig. Der Leser weiß aus seinen eigenen stilistischen Übungen und wohl auch Fehlern, daß es im Lateinischen nicht gestattet

ist, einen Infinitiv oder einen daß-Satz unmittelbar von einem Substantiv abhängig zu machen, während wir das im Deutschen können. Indem er diese Kenntnis auf das einfache Gedankenverhältnis, das Cicero hier ausdrücken wollte, anwendet, kommt er zu richtigem Deutsch: „Apollos Regel, jeder solle sich selbst erkennen; ein Ausspruch von Solon, daß er nicht wünsche usw." — Woher stammt das Plusquamperfekt bei *postquam* in dem Satze der Divinatio in Caec. 21, 69: *Cuius consuetudinis patres nostros non paenitebat tum, cum P. Africanus, posteaquam bis consul et censor fuerat, L. Cottam in iudicium vocabat*? Das kann man nur erkennen, wenn man sich klar macht, was Cicero hier will. Nicht erzählen, sondern einen Zustand schildern; und weiter, zwei Zustände der Zeit nach vergleichen: einmal die Situation, die durch Scipios Anklage gegeben war, und dann die, daß der Kläger Konsul und Censor gewesen war. So muß das Zuständliche auf beiden Seiten zum Ausdruck kommen: *accusabat* — *fuerat*[22]. — Zuweilen steht in einem konsekutiven Satze, was an sich nicht möglich ist (vgl. S. 45), doch das Tempus der Vorzeitigkeit; z. B. de orat. I 7, 26: *multa divinitus a tribus illis consularibus Cotta deplorata et commemorata narrabat, ut nihil incidisset postea civitati mali, quod non impendere illi tanto ante vidissent.* Wie würde das, was Cotta erzählte, selbständig lauten? *Multa commemorata sunt, ut nihil inciderit quod non viderint.* Wird dieser Satz nun abhängig von *narrabat,* so muß der Konjunktiv des Haupttempus natürlich in den eines historischen verwandelt werden: *incidisset, vidissent.* Ähnlich und doch wieder anders ad fam. XVI 12, 6: *adhuc neminem videram, qui te postea vidisset quam M. Volusius, a quo tuas litteras accepi.* Wird der konsekutivische Relativsatz zum Hauptsatz erhoben, so heißt es: *nemo eorum, quos adhuc videram, te viderat.* Und daraus ergibt sich, daß auch bei konjunktivischer Unterordnung des Gedankens das Tempus der Vorvergangenheit stehen muß: *qui te postea vidisset,* eigentlich „der dich später gesehen gehabt hätte".

Daß man einen etwas schwierigen Satz zunächst selbständig macht, um ihn klarer zu durchschauen, dann in grammatische Abhängigkeit bringt und sieht, wie er nun werden muß, ist beim Übersetzen aus dem Deutschen ein geläufiges Hilfsmittel. Wo es bei der Interpretation eines fremden Textes angewandt wird, da haben wir eben den Fall, daß der Leser sich auf den Standpunkt des den Ausdruck erst bildenden Autors stellt, also synthetisch vorgeht. Denselben Umweg verlangt im Grunde jede psychologische Erklärung eines Anakoluths: was dachte der Sprechende? welche Richtung des Ausdruckes schlug er ein? wodurch und wohin wurde er abgelenkt? Ein Umweg bleibt solches Verfahren in der Lektüre immerhin, den man ohne Not nicht gehen wird. Daß im übrigen die Deutung von Gedanken, die in fremder Sprache gegeben sind, überwiegend ein Werk der analytischen Behandlung ist, liegt in der Natur der Sache.

Fast alle bisher besprochenen Beispiele gehören den höheren Stufen des Unterrichtes an, auf denen überall erst Lektüre und Grammatik einigermaßen selbständig auseinandertreten. Wie steht es in den unteren Klassen? Daß gerade dort die Methode, von der fremden Spracherscheinung auszugehen, gegenwärtig viel übertrieben wird, haben wir im vorigen Kapitel in bezug auf die Anfänge der Formenlehre gesehen; mit der Syntax ist es nicht anders. Gewiß hat Lessing recht, wenn er im elften der Literaturbriefe darüber klagt, daß die Menschen „von Natur weit begieriger“ sind „das Wie als das Warum zu wissen“; aber diese natürliche Art soll man bei Kindern nicht stören. Hier ist immer der Weg der beste, der am schnellsten und einfachsten zur Aneignung des Stoffes führt. Sich des Gelernten bewußt zu werden, es zu vergleichen, zu erklären empfinden die Kleinen gar keinen Trieb; es ist ungesund die Reflexion in ihnen zu wecken, durch die obendrein bei aller Mühe ein wirkliches Verstehen doch nicht erreicht wird.

So scheint es jetzt Mode zu werden den Acc. c. inf. ana-

lytisch zu behandeln, indem man damit anfängt die auffallende Satzform mit Hilfe ähnlicher Wendungen des Deutschen zu erklären. „Sie hörten die Feinde kommen“: solch ein Satz soll deutsch und lateinisch an die Tafel geschrieben werden. Also *audiebant hostes venientes*? denn *venire* würde bedeuten: „sie erfuhren daß die Feinde kämen“. Der Quintaner ist für diesen Unterschied noch nicht reif; der Lehrer aber soll daran denken und Beispiele vermeiden, die bei dem, der sich daran gewöhnt, für spätere Zeiten die Unterscheidungsfähigkeit abstumpfen. Nun bieten „heißen“ und „lassen“ *(iubere, sinere)* reinlicheres Material. Aber von einem Satze wie *dux milites iussit fortes esse*, wo der Akkusativ deutliches Objekt zu einem transitiven Verbum ist, bis zu der Konstruktion all der Begriffe des Sagens und Denkens, bei denen derselbe Kasus nur als Subjekt zum Infinitiv empfunden wird, ist ein weiter Abstand. Und in völlig andrer Richtung liegt noch dazu eine Konstruktion, die doch auch ganz geläufig ist und frühzeitig geübt werden muß, die der Verba des Affekts: *hoc te mihi suadere gaudeo* oder *miror* oder *indignor*. Diese Verbindung ist, wie Dittmar überzeugend dargelegt hat[23]), dadurch entstanden, daß selbständige infinitivische Ausrufsätze von der Art *huncine solem tam nigrum surrexe mihi* (Hor. Sat. I 9, 72 f.) mit begleitenden Verben der Gemütstimmung zusammenrückten; sie ist also dem Ursprung nach etwas wesentlich anderes als der Acc. c. inf. bei *dico* und *sentio*, mit dem sie im System unserer Schulgrammatik auf einer Linie steht. Die Sprache hat, wie so oft, Formen, die an gewissen Stellen natürlich erwachsen waren, durch fortwuchernde Analogie auf weite Gebiete ausgedehnt, sie hat Ausdrucksweisen, die im Keime nichts miteinander zu tun hatten, zu einer einheitlichen Denkform verwachsen lassen: eine psychologische Entwickelung, zu der Generationen, vielleicht Jahrhunderte nötig waren; da will man mit zehnjährigen Jungen in wenigen Stunden hinterherspringen?

Wir fangen lieber vom entgegengesetzten Ende an und üben in Quinta ganz mechanisch — wie Griffe nach Zählen,

erst langsam dann in schnellerem Tempo — die Verwandlung deutscher daß-Sätze in einen lateinischen Acc. c. inf. Die kleinen Kerls sind mit Feuer dabei und erwerben rasch eine Herrschaft über die Form des neuen Satzes, lernen ihn vom Deutschen her bilden und nun auch aus dem Lateinischen übersetzen. Das Fremdartige der Erscheinung dient nur dazu ihr Interesse zu steigern. In Quarta gibt es die Regeln darüber, in welchen Fällen der Acc. c. inf. anzuwenden ist; und in Obertertia oder lieber in Sekunda mag man gelegentlich die Schüler sich besinnen heißen, ob sie nicht ähnliche Verbindungen im Deutschen kennen. Da erleben sie etwas wie eine Entdeckung. Der Unterschied zwischen geistiger und unmittelbar sinnlicher Wahrnehmung *(video te errare, video te errantem)* verwirrt sie jetzt nicht mehr, weil sie ihn begreifen; und Beispiele von Formübertragung sind ihnen — hoffentlich — schon soweit vertraut geworden, daß sie auch dabei mit dem Verständnis folgen können. So verwandelt sich eine bisher äußerliche Kenntnis in inneren Besitz, der Zusammenhang eines seltsamen Gebildes wird plötzlich durchleuchtet. Die historische und psychologische Erklärung[24]), an der rechten Stelle nachgebracht, wirkt ebenso heilsam, wie sie am Anfang schädlich gewesen wäre[25]).

Ganz so beim Ablativus absolutus. Entstanden ist auch er durch sogenannte falsche Analogie, von denjenigen Fällen aus, wo ein mit einem Partizip verbundenes Nomen im Ablativ in den Satz eingefügt war als Ausdruck irgend einer adverbiellen Bestimmung, sei es der Ursache oder des Mittels, der Zeit oder der Art und Weise. In die Schulgrammatik ist diese Auffassung zuerst, meines Wissens, von Lattmann[26]) und Müller eingeführt worden, denen ich zum Teil die nachfolgenden Beispiele entlehne:

Nihil potest evenire nisi causa antecedente („aus vorhergehender Ursache“).

Phalange disiecta gladiis destrictis in hostes impetum fecerunt („mit gezückten Schwertern“, Caes. Gall. I 25).

Tempore dato adiit ad regem („zu einer gegebenen Zeit"). *Ineunte vere* („im beginnenden Frühling"). Auch Ablative wie *Xerxe regnante* können wir noch als temporal nachempfinden, wenn wir etwa an den Ursprung unsrer Konjunktion „während" denken: „in währender Mahlzeit" (Schuppius), „bei währender Predigt" (C. F. Meyer).

Abdito intra vestem ferro proficiscitur („mit . . . verborgener Waffe", Liv. II 11). *Clamore sublato* („mit erhobenem Geschrei").

Daß diese bequeme Form einer zusammengedrängten Ausdrucksweise durch Nachahmung weiter wuchs und sich allmählich auch auf solche Fälle ausdehnte, in denen der grammatische Zusammenhang mit dem umgebenden Satze nicht mehr herzustellen war (*phalange disiecta* im zweiten Beispiel), daß also aus dem eingefügten Ablativ zuletzt ein losgelöster *(absolutus)* wurde: dies ist verständlich und lehrreich für den, der den Abl. absol. und ein Stück von der lateinischen Sprache schon kennt. Dem Anfänger sollte man damit nicht kommen. Von historischer Entwickelung ahnt er nichts und braucht er nichts zu ahnen. Die aneinander gereihten Übergangstufen bewirken bei ihm weiter nichts als eine dämmrige Verwischung der Grenze zwischen syntaktischen Formen, die in der reifen Sprache scharf ausgeprägt und getrennt sind, und die gerade in ihrer charakteristischen Verschiedenheit zu erfassen die erste Aufgabe des Lernenden sein muß.

Also auch hier ein synthetisches Verfahren! wenn man doch einen gelehrten Namen für die einfache Sache will. — Adverbiale Nebensätze der Gleichzeitigkeit und Vorzeitigkeit können durch Partizipialkonstruktionen übersetzt werden. Wenn das Subjekt des Nebensatzes auch im Hauptsatze in irgendwelcher Form vorkommt, so nimmt man das Participium coniunctum (diese Konstruktion läßt sich im Deutschen nachbilden); wenn das Subjekt des Nebensatzes im Hauptsatz in keiner Form vorkommt, so nimmt man den Ablativus absolutus. Der wird nun an Beispielen geübt, wieder nach äußerlicher

Vorschrift. Zu unserem Grundsatze, daß der Zusammenhang des Wissens der inneren Ordnung der Dinge entsprechen solle, scheint solcher Lehrgang allerdings nicht zu stimmen. Aber wer wird auch alles auf einmal verlangen? Für den reiferen Menschen ist der Weg des Verstehens zugleich der naturgemäße Weg der Aneignung; Kinder lernen am besten mit dem Gedächtnis und durch Gewöhnung — nicht bloß Vokabeln und Formen, sondern auch Gedichte und Bibelsprüche und vieles andere. Je mechanischer, möchte man beinahe sagen, desto sicherer; und um so bequemer liegt nachher der Stoff zur Betrachtung und Deutung bereit, wenn — im Gange der natürlichen Entwickelung — Wunsch und Kraft des Verständnisses erwachen.

Nur erwähnt mag werden, daß die griechische Genetiv-Konstruktion des Participiums, auf die wir in späterem Zusammenhange noch zu sprechen kommen (Kap. V), anders anzufassen ist, schon weil dabei an den längst bekannten Ablativ des Lateinischen angeknüpft werden kann. Überhaupt sind in bezug auf den methodischen Gegensatz, der uns in diesem Kapitel beschäftigt, die beiden Sprachen sehr verschieden gestellt. Dieselben Erscheinungen, die im Lateinischen eine elementare Behandlung fordern, treffen im Griechischen den Schüler auf einer höheren Stufe des Könnens und des Interesses; daraus ergibt sich z. B. für die Flexionslehre ein wichtiger, jetzt wohl auch allenthalben richtig gewürdigter Unterschied. Ferner tritt fürs Griechische die Übersetzung aus dem Deutschen in den oberen Klassen stark zurück. Zwischen 1891 und 1901 war sie sogar ganz abgeschafft; nun ist sie in bescheidenem Maße, zur Erhaltung einer gewissen Sicherheit in Wort- und Satzformen, wieder zugelassen. Hier hat das Nachlassen einer früher eifrig betriebenen Übung wirklich einen Gewinn gebracht, sogar einen doppelten. Einmal wurde es möglich, für die Betrachtung des homerischen Dialektes, die bis dahin unter dem Hinarbeiten auf das Scriptum und dem Streben nach attischer Korrektheit gelitten hatte,

das Auge richtig einzustellen: davon wird im fünften Kapitel noch die Rede sein. Dann aber ergab sich ungezwungen die Möglichkeit, ja die innere Nötigung, in den oberen Klassen die Syntax der einen alten Sprache so zu behandeln, daß mit den Erscheinungen als etwas Gegebenem begonnen und durch Vergleichen ihr Verständnis gesucht wurde. In den Jahren, in denen ich nach 1892 Griechisch in Obersekunda gab, habe ich diesen Vorteil dankbar empfunden — als Ergänzung zu dem überwiegend synthetischen Verfahren in der lateinischen Syntax, nicht als Ersatz dafür, wie nun sogleich, unter der Parole daß der „grammatistische Betrieb" aufhören müsse, gefordert wurde. Wunderliche Menschen, die sich von einer Einseitigkeit nicht anders frei machen können, als indem sie zu der entgegengesetzten hinübereilen! In einen schwierigen Stoff dringt man am sichersten ein, wenn man ihn von verschiedenen und wo möglich von entgegengesetzten Enden her in Angriff nimmt.

IV.

Logik und Psychologie.

Die Sprache ward Erzieherin des Geistes,
der seinerseits ihr Bildner war.
v. d. Gabelentz.

Ein oft erörterter Unterschied zwischen den beiden alten Sprachen besteht darin, daß die eigentlich straffe Zucht des Denkens zum weitaus größeren Teile durch das Lateinische bewirkt wird. Man ist so weit gegangen zu behaupten, die lateinische Syntax sei im Grunde nichts anderes als angewandte Logik. Und so viel ist richtig: wohin man greift, da trifft man auf Beispiele, daß durch die Bemühung um den richtigen lateinischen Ausdruck der Verstand genötigt wird einen Gedanken schärfer zu erfassen, logische Beziehungen klarer ins Bewußtsein zu bringen, als es innerhalb des gewohnten Geleises der Muttersprache geschehen würde.

1. *Cum domum intrasset, animadvertit* — „als er eintrat, bemerkte er". Aber *Nemo erat, qui illum reum arbitraretur,* „der ihn für schuldig gehalten hätte". Die im *cum*-Satze des ersten Beispieles erzählte Handlung muß der des Hauptsatzes vorhergehen; daher im Lateinischen das Plusquamperfekt. Umgekehrt kann eine Folge niemals früher sein als ihre Ursache (vgl. S. 38): „niemand war von der Art, daß er glaubte". In gleicher Weise vom Deutschen abweichend, aber durch kurze Besinnung verständlich und fürs eigene Denken lehrreich ist der Gebrauch des Futurs in indikativischen Nebensätzen *(Ut sementem feceris, ita metes),* sowie im Infinitiv nach den Verben

des Versprechens, Hoffens, Drohens. Hier hat man denn auch einmal Fälle, in denen mit der Erklärung zugleich die Regel gegeben oder, noch besser, die erste Durchnahme so eingerichtet werden kann, daß durch gemeinsame ruhige Überlegung das Gesetz der lateinischen Tempuswahl von den Schülern selbst gefunden wird. — Der Unterschied zwischen Relativsatz und indirektem Fragesatz wird im Deutschen so gut wie gar nicht empfunden, ähnlich in den beiden modernen fremden Sprachen; auch im Griechischen, nicht nur bei Homer sondern noch in späterer Zeit, ist die Grenze fließend. Wer hier beim Übersetzen ins Lateinische das Rechte treffen will, muß lateinisch denken lernen; und das bedeutet diesmal wirklich: er muß ein in der Sache begründetes logisches Verhältnis scharf erkennen lernen[27]. Dabei hat sich mir die Praxis bewährt, daß man den zweifelhaften Satz unabhängig macht und zur Probe in eine direkte Frage verwandelt: wenn der Sinn der richtige bleibt so war es ein indirekter Fragesatz, wenn etwas Verkehrtes herauskommt ein Relativsatz. *Ulixes cum apud procos mendicaret, facile exploravit quae volebat, sed omnes celavit quid vellet.* „Er gab keine Antwort auf die Frage: was will der Kerl?" — das ist in der Tat gemeint; „er verschaffte sich Antwort auf die Frage: was will ich eigentlich?" wäre Unsinn. *Nescio quod interrogatus sum, quamquam scio quid interrogatus sim,* ist ein Beispiel aus dem täglichen Leben der Schule, dergleichen sich unter Umständen besonders wirksam erweisen.

Mannigfaltige Funktionen vereinigt in sich der deutsche daß-Satz; und auch hier ist es der Vergleich mit dem Lateinischen, der zur scharfen Trennung der Formen und damit zu tieferem Eindringen in das Wesentliche der Gedanken führt. *Miror eum venisse* und *miror quod venit* müssen doch irgendwie verschieden sein. Wer sich auf die herrschende Anwendung des Infinitivsatzes, daß er einen abhängigen Gedanken bezeichnet, wie auf die Bedeutung des *quod*-Satzes besinnt, findet bald die feinere Schattierung[28]: „Ich sehe mit Erstaunen, daß er

gekommen ist", oder „Ich bin erstaunt, weil er gekommen ist". Schwieriger noch und lehrreicher, wo als dritte Form der Satz mit *ut* hinzukommt. Waldeck hat dafür ein gutes Beispiel, das ich etwas weiterbildend so verwende:

Quod victor victis parcit
Victorem victis parcere } *magnum est.*
Ut victor victis parcat

„Daß der Sieger die Besiegten schont, ist { eine große Leistung."
ein großer Gedanke."
eine große Forderung."

Durch die Gegenüberstellung wird anschaulich, daß der Unterschied in der Sache gegeben ist, und wie er in beiden Sprachen empfunden und ausgedrückt wird. In der einen **kann** dies geschehen, durch ein Substantiv das den Inhalt des abhängigen Satzes zusammenfaßt; in der andern **muß** unterschieden werden, und das gelingt mit den knappsten Mitteln, durch die Form die dem abhängigen Satze gegeben wird.

2. Die zuletzt erwähnten drei Beispiele sind so eingerichtet, daß sie möglichst in allen Stücken übereinstimmen und nur da voneinander abweichen, wo die Verschiedenheit des zugrunde liegenden Gedankenverhältnisses dazu nötigt. So empfiehlt es sich überhaupt, wenn verwandte oder zur Verwechselung verführende sprachliche Erscheinungen verglichen werden sollen, die Worte auf beiden Seiten so zu wählen, daß alle zufälligen Unterschiede vermieden werden; um so schärfer tritt dann der, auf den es ankommt, hervor. Die Wirkung des *an* in einer unvollständigen Doppelfrage ist in der direkten Redeform gerade umgekehrt wie in der abhängigen. Wie kommt das Wort zu solcher Zweideutigkeit? Der Grund muß in irgend einem nicht ausgesprochenen, aber lebhaft vorschwebenden und die Stimmung beherrschenden Gedanken liegen, der dem Zusammenhange nach in den beiden Fällen entgegengesetzten Sinn hat; und diesen Gegensatz müssen wir

herausarbeiten. *Vincemur; an pares ei sumus?* „(habe ich recht) oder sind wir ihm gewachsen?“ Aber: *Haud scio an pares ei simus,* d. i. „Ich weiß nicht, (habe ich unrecht oder) wir sind ihm gewachsen.“

Eine ähnliche Vorsorge für parallelen Ausdruck ist da geboten, wo ein Fehler berichtigt werden soll, sei es durch Lehrer oder Mitschüler, oder durch den selber der ihn gemacht hat. Wer im Extemporale geschrieben hat *in commina pugna,* darf in der Verbesserung nicht *manibus consertis* einsetzen sondern nur *comminus.* Wenn der eine gesagt hat *nemo erat cui non persuasum fuisset,* so darf ein anderer, der zur Korrektur aufgerufen wird, dies nicht in *quin parsuasum haberet* ändern, so richtig diese Fassung an sich wäre. Bei Herodot VII 176: τοῖσι δὲ αὖτις ὀρθώσασι [näml. τὸ τεῖχος τὸ ἀρχαῖον] ἔδοξε ταύτῃ ἀπαμύνειν ἀπὸ τῆς Ἑλλάδος τὸν βάρβαρον, erhielt ich zuerst die Übersetzung: „nachdem sie aufgerichtet hatten, schien es ihnen gut hier abzuwehren.“ Ein anderer gab, sachlich richtig: „es schien ihnen gut die Mauer wieder aufzurichten und hier abzuwehren“. Aber diese Form war nicht geeignet den Irrtum des ersten aufzuklären; das gelang, wenn wir sagten: „es schien ihnen gut, nachdem sie aufgerichtet hätten, abzuwehren“. Der Lehrer ist besonders da in Gefahr solche Rücksicht zu vergessen, wo die von einem Schüler gegebene Übersetzung, abgesehen von dem Fehler den sie enthält, auch an sich ungeschickt ist. Er soll sie zunächst, so ungeschickt wie sie sein mag, beibehalten, indem er sich begnügt den eigentlichen Fehler zu berichtigen; erst an dritter Stelle kommt seine eigene, gewandtere Fassung. Wenn diese unvermittelt neben die falsche Antwort des Schülers gestellt würde, so gäbe es keinen festen Anhalt für die Vergleichung; der wird gewonnen in einer Zwischenform, die mit der einen Seite den ungeschickt gewählten Ausdruck, mit der andern die grammatische Korrektheit gemein hat — genau so, wie man für zwei Brüche den Generalnenner sucht, um sie gegeneinander abmessen zu können.

Dies ist nicht das einzige Mal, daß eine Analogie aus der Mathematik dem grammatischen Verständnis zu Hilfe kommt. Das Schema der geometrischen Proportion wird man oft mit Erfolg anwenden, zumal in der Formenlehre, um nach Analogie schon bekannter Formen eine neue bilden zu lassen. Aber auch die Beziehungen zwischen Gedanken, womit es die Syntax zu tun hat, werden durch solche einfache Gruppierung leichter erfaßt und unmittelbarer anschaulich gemacht, als wenn man sie mit Worten beschreibt. Für Zusammenfassung und Trennung nützlich erweist sich das aus der Algebra geläufige Hantieren mit Klammern. Herodot erzählt (VIII 140), wie Mardonios den König Alexandros nach Athen schickt, um durch seinen Mund eine Botschaft auszurichten, die er selber vom Großkönig erhalten hat; hier sind also, vom Autor abgesehen, drei redende Subjekte mit ihren Gedanken ineinander geschoben. Aber aller Verwirrung ist vorgebeugt, wenn wir von vornherein so ordnen: „Alexandros: {Mardonios: [Xerxes: (. . . . .)]}“. In diesem Falle werden die Vorstellungen der Schüler bloß von dem Bilde der Klammer begleitet; manchmal tritt sie in sprachlicher Form beim Übersetzen wirklich hervor. So bei Cicero pro Sulla 11, 32: *An vero clarissimum virum nemo reprehendit, qui filium suum vita privavit ut in ceteros firmaret imperium; tu rem publicam reprehendis, quae domesticos hostes necavit?* Um das zweite Glied mit unter die Herrschaft des fragenden „oder“ zu stellen, schieben wir ein zusammenfassendes und regierendes Satzglied ein: „oder steht es so, daß . . . . .?“ Dasselbe Mittel empfiehlt sich für die Negation, wo sie nicht einem einzelnen Worte zugehört sondern den ganzen Gedanken ablehnt, wie E 150: τοῖς οὐκ ἐρχομένοις ὁ γέρων ἐκρίνατ᾽ ὀνείρους. „Als sie nicht heimkehrten, deutete . . .“ das geht nicht; aber „als sie heimkehrten, deutete . . . nicht“ geht ebenso wenig. Wir helfen uns mit der Klammer: „es kam nicht so, daß“ oder „es war ihnen nicht beschieden, daß der Alte den Heimkehrenden die Träume deutete“. — Liest man nun eine Häufung der Negationen wie bei Platon Protag. p. 345 D: οὐδεὶς τῶν σοφῶν

ἀνδρῶν ἡγεῖται οὐδένα ἀνθρώπων ἑκόντα ἐξαμαρτάνειν, so läßt sich die Schwierigkeit für den Schüler sofort klar bezeichnen und damit heben: das negative Vorzeichen ist, allerdings höchst unmathematisch, zugleich vor und in der Klammer gesetzt, indem sich die negative Stimmung über den ganzen Gedanken verbreitete.

Anderwärts bewährt sich die alte Rechenregel „Minus mal Minus gibt Plus" auch in der sprachlichen Logik, und mit ihr eben die, daß man beim Auflösen einer Klammer, die ein negatives Vorzeichen hat, die Vorzeichen der einzelnen Glieder umkehren muß. Den Mustersatz unsrer Grammatik οὐκ ἔχομεν ἀργύριον ὥστε ἀγοράζειν τὰ ἐπιτήδεια (Anab. VII 3, 5) übersetzte ein Sekundaner: „wir haben kein Geld, so daß wir das Nötige nicht kaufen können". Sachlich zutreffend; aber er hatte ohne Not die Klammer aufgelöst, die er nun wiederherstellen mußte: „wir haben nicht (Geld so daß wir kaufen könnten)". — In demselben Verhältnis wie „negativ" und „positiv" stehen die Begriffe „konzessiv" und „kausal", die deshalb auch, wo sie in den Bereich einer zusammenfassenden Negation treten, mit einander vertauscht werden. „Du sollst mich nicht zurückhalten, da ich nach der Reise verlange": könnte Athene-Mentes α 315 zu Telemach sagen; sie faßt aber das, was der andere tun soll, mit der Begründung dafür in éinen Gedanken zusammen: „du sollst nicht (mich zurückhalten obwohl ich nach der Reise verlange)" μή μ' ἔτι νῦν κατέρυκε λιλαιόμενόν περ ὁδοῖο. In der Klammer erscheint dasselbe Glied konzessiv, das vorher kausal war. Die Beziehung des περ ist öfter nur auf diesem Wege zu verstehen, z. B. noch ρ 12 f.: ἐμὲ δ' οὔ πως ἔστιν ἅπαντας ἀνθρώπους ἀνέχεσθαι ἔχοντά περ ἄλγεα θυμῷ. Man erwartet eine Begründung des οὔ πως ἔστιν ἀνέχεσθαι; aber der konzessive Gedanke wird sofort klar, wenn man ihn mit dem Infinitiv aufs engste verbindet, d. h. die Worte von ἅπαντας bis θυμῷ in Klammern gesetzt denkt. Für die Auffassung komplizierter Verhältnisse, wie sie hier vorliegen, gewährt das feste Schema, das wir der Mathematik entlehnen, einen wertvollen Anhalt[29].

3. Aber so ist es nicht immer. Es gibt Formen des Gedankens, die zu einem Vergleich aus der Mathematik geradezu herausfordern und ihn dann doch nicht vertragen; dies ist jedesmal der sicherste Beweis, daß hier eben die Herrschaft des logischen Elementes in der Sprache aufhört und ein andres an seine Stelle tritt. Bei einer arithmetischen Formel ist es einerlei, was links und was rechts vom Gleichheitszeichen steht; man kann immer beide Seiten mit einander vertauschen. Aber wenn Odysseus in ψ die Mitteilung dessen, was er zur Versöhnung Poseidons später tun soll, aufschieben möchte und Penelope dagegen sagt: „ich könnte es ebenso gut gleich jetzt hören“ (αὐτίκα δ' ἐστὶ δαήμεναι οὔ τι χέρειον, 262), so meint sie natürlich: „ich möchte es lieber jetzt gleich erfahren“. Dabei bedient sie sich einer Dämpfung des Ausdruckes, wie sie auch im Deutschen, jedenfalls im Nordwesten Deutschlands, geläufig ist. — Im Lateinischen sind beliebte Ausdrücke der Gleichheit *non magis* und *non minus,* jeder für sich genommen ungenau nach mathematischen Begriffen, zu einander beide in deutlichem Gegensatz. „Cäsar glänzte ebenso durch Werke des Friedens wie durch Kriegstaten“, *non minus operibus pacis florebat quam rebus in bello gestis.* Wollte man Perikles für Cäsar einsetzen, so müßte es, bei derselben Reihenfolge der Satzteile, *non magis* heißen. Bei dem einen ist es das zunächst Bekannte und Feststehende, daß er ein Kriegsheld war; bei dem anderen wird dies von manchen bezweifelt, das perikleische Zeitalter denkt man sich als eine Zeit friedlicher Kulturarbeit. Diese Nebengedanken machen sich stillschweigend fühlbar und bewirken, daß in der ausgesprochenen Gleichung doch die eine Seite immer das Übergewicht hat, während die andere, eben dadurch daß man es für nötig hält sie jener ausdrücklich gleichzusetzen, ein wenig zurücksteht.

Logik ist eine strenge Herrin; *quod non est in actis non est in mundo,* lautet auch ihr Grundsatz. Im wirklichen Leben aber geht es anders her, zumal in dem der Seele. Von den Vorstellungen, die sich im Bewußtsein des Redenden drängen,

kommt nur ein Teil zum Ausdruck, und von diesen wieder nur ein Teil zu sprachlichem Ausdruck; bei allem ungezwungenen Sprechen geht das Geberdenspiel erläuternd und ergänzend nebenher. Diese Zusammengehörigkeit ist so natürlich und stark, daß Wilhelm Wundt auf den Gedanken kommen konnte, das was wir „Sprache“ nennen bloß als eine Art von Sprache aufzufassen, der eine andre Art, die Geberdensprache, gleichberechtigt zur Seite stehe. In dem ersten Teile seiner „Völkerpsychologie“, der in zwei Bänden die Sprache behandelt, hat er diese Auffassung durchgeführt[30]), nicht ohne einige Gewaltsamkeit, aber doch mit dem guten Erfolge, daß die Befreiung der Sprachwissenschaft vom bloß papiernen Material, ihr Eindringen in das wirkliche Leben der ausgesprochenen Gedanken wieder ein tüchtiges Stück gefördert erscheint. Unbedenklich wird man dem Schlußsatz beistimmen: „daß sich die Lautsprache „ursprünglich mit und an der Geberdensprache entwickelt, „und daß sie sich erst allmählich unter dem Einflusse dauern„den Zusammenlebens von ihr gelöst und verselbständigt hat“.

Die Stelle, wo jener ursprüngliche Zustand in das Stoffgebiet der Schule hereinragt, ist Homer, in dessen Sprache, weil sie noch durch keinen Schriftgebrauch geregelt ist, die bloß empfundenen und halbbewußten Gedankenglieder überall aufs kräftigste mitwirken; hierauf zum guten Teile beruht der erfrischende Einfluß, den er auf ein modernes Denken und so auch in der Schule ausüben kann[31]). Erinnert sei hier nur an die Sätze, die er mit γάρ anknüpft, von denen viele haltlos in der Luft schweben, wenn man nur die Worte in Betracht ziehen will die da gedruckt stehen. Doch solche Lebhaftigkeit des Denkens ist auch später nicht ganz verloren. In Ciceros Tuskulanen (I 5, 11) sagt der *magister* zum *auditor* über die strengen Richter, die ihn in der Unterwelt erwarten: *apud quos nec te L. Crassus defendet nec M. Antonius nec, quoniam apud Graecos iudices res agetur, poteris adhibere Demosthenem.* Der Satz mit *quoniam* ist äußerlich dem *nec poteris adhibere Demosthenem* untergeordnet, bezieht sich aber dem Sinne nach

auf ein unausgesprochenes „woran du vielleicht denken könntest“. Von sprachlicher Logik ist hier nichts zu erkennen; psychologische Auffassung, lebendiges Nachempfinden wird erfordert. Oft liegt gerade in den Vorstellungen, die beim Reden oder Schreiben im Hintergrunde bleiben, das eigentlich Entscheidende, sei es daß sie erst dem Gedanken die bestimmte Färbung geben oder daß sie ihn aus der Richtung bringen und die Korrektheit des Ausdruckes durchbrechen. Von beidem ein paar Proben!

Daß ein griechischer Fragesatz entgegengesetzten Sinn bekommt, je nachdem ob er mit οὐκ oder μή eingeleitet wird, hat seinen Grund in der Stimmung des Redenden, die sich in Worten nicht äußert; wer μή sagt oder hört, empfindet dabei etwas wie einen negativen Wunsch, eine Abwehr: ἦ μή τίς σευ μῆλα βροτῶν ἀέκοντος ἐλαύνει (ι 405); „es treibt dir doch nicht einer dein Vieh weg?“ Die begleitende Empfindung kann sich sogar, obgleich das nicht häufig ist, in Aussagesätzen äußern. Μὴ μὲν ἐγὼ κούρῃ Βρισηίδι χεῖρ' ἐπένεικα: so schwört Agamemnon (T 261); er gebraucht μή, weil er den Wunsch hat, die Möglichkeit daß es doch geschehen wäre weit von sich abzuweisen. Ähnlich sogar noch bei Demosthenes, I. Phil. 15, οἶμαι ἐγὼ ταῦτα λέγειν ἔχειν, μὴ κωλύων εἴ τις ἄλλος ἐπαγγέλλεταί τι: „Ich meine dies sagen zu können; doch fern sei es von mir einen andern zu hindern, der sich zu etwas erbietet“. Auch hier wäre οὐ logisch richtig und dem Gebrauche gemäß, aber μή ist psychologisch verständlich und lebendig wirkend.

Wie ein konzessives Gedankenglied im Zusammenhange der Rede scheinbar kausalen Sinn annehmen kann, haben wir kurz vorher an περ gesehen; häufiger ist die umgekehrte Entwickelung, und weiter vorgeschritten. Die Konjunktion *cum* deutet den Grund so gut an wie die Einräumung; auch ein konjunktivischer Relativsatz kann, ohne äußerlich erkennbaren Unterschied, die eine oder die andere Bedeutung haben. Wie ist das möglich? Man sagt, der Konzessivsatz enthalte den Grund des Gegenteils zum übergeordneten Satze. Schön; aber wie kommt ein solcher Grund dazu hervorgehoben zu werden?

Was kümmert uns überhaupt das Gegenteil von dem, was wir sagen und meinen? es muß doch in unsern Gedanken irgend eine Rolle spielen, wenn wir mit bezug darauf einen Teil unsrer Rede einrichten. Die Erklärung kann nur von solchen Beispielen ausgehen, die an sich beide Auffassungen zulassen; denn nur hier läßt sich der Übergang aus einer in die andre beobachten. In der Wechselrede bei Terenz (Heaut. 897) *Quam ob rem, nescio. — Equidem miror, qui alia tam plane scias,* ist der Relativsatz *qui alia scias* kausal zu *miror*, würde aber zu dem nicht ausgesprochenen doch notwendig hinzugedachten *te nescire* in adversativem oder konzessivem Verhältnis stehen. Ebenso an einer Stelle des Phormio (156): *Quid istuc? — Rogitas? qui tam audacis facinoris mihi conscius sis!* Hier ist umgekehrt der das Ganze regierende Begriff der Verwunderung äußerlich unterdrückt, und so erscheint der Relativsatz *qui conscius sis* als Einräumung, auf *rogitas* bezogen, während er zu einem vorschwebenden *miror* wieder den Grund enthält. Ähnliche Beobachtungen[32]) lassen sich auch in den reiferen Perioden der Sprache leicht machen. Wenn Cäsar schreibt (bell. Gall. V 4, 4): *id tulit factum graviter Indutiomarus, suam gratiam inter suos minui, et, qui iam ante inimico in nos animo fuisset, multo gravius hoc dolore exarsit,* so steht der Relativsatz in begründendem Verhältnis zu *exarsit;* betont man aber *multo gravius* und denkt ein „noch“ hinzu, so ergibt sich der Gedanke: „wenn er auch schon früher feindlich gesinnt gewesen war“. Und so ist die konzessive Bedeutung von Relativsätzen, desgleichen von *cum*-Sätzen, überhaupt aufgekommen: erwachsen in einem Zusammenhange, in dem diese Sätze zunächst kausal gemeint waren aber zu einer die Gedanken begleitenden Vorstellung *(te nescire)* oder zu einem einzeln hervortretenden Begriff *(multo gravius)* in Gegensatz gerieten, ist sie allmählich auch auf andere Fälle übertragen worden, in denen kein solcher Anhalt gegeben war, und erscheint nun wie selbständig und gleichberechtigt neben der ursprünglichen kausalen Bedeutung.

Es ist wohl nicht nötig zu erinnern, daß eine psychologische Erklärung wie die hier gegebene Schülern erst auf einer Stufe zugemutet werden kann, wo das Tatsächliche des fertigen Sprachgebrauches längst bekannt und durch eigne Übung gesichert ist. Es gibt aber auch verwandte Erscheinungen, bei denen man getrost mit Erklärung beginnen wird; so bei dem wichtigen Kapitel von der Attraktion des Kasus, dem umfassendsten Beispiel der zweiten vorher angekündigten Gruppe. Wer einmal die geistvolle Abhandlung von Steinthal über diesen Gegenstand[33]) gelesen hat, wird das, was dort zum Verständnis der fremdartigen Erscheinung gesagt ist, auch den Tertianern nicht vorenthalten mögen, denen bei Xenophon die ersten Beispicle davon begegnen: πόλεων ὧν ἐτύγχανεν ἔχων, σὺν οἷς μάλιστα φιλεῖς, ἀνθ' ὧν εὖ ἔπαθον u. s. w. Es ist unmöglich, mehrere Begriffe zugleich deutlich im Bewußtsein zu haben; aber die Begriffe, deren man sich nicht mehr oder noch nicht deutlich bewußt ist, sind darum nicht alle völlig verborgen. Manche unter ihnen hält der nahe Zusammenhang mit den eben jetzt hell beleuchteten Begriffen in der Nähe fest, in einem gewissen Zustande der Erregtheit, in dem sie die Neigung haben schnell wieder ins Bewußtsein einzutreten. Ohne die Mitwirkung solcher halbbewußten, nebenher „schwingenden“ Vorstellungen würde es überhaupt nicht gelingen einen längeren Satz zu bilden oder zu verstehen. Vollkommen bewußt sind uns immer nur einzelne Satzteile; indem wir diese aber in ihrer gegenseitigen Beziehung erfassen und in den Zusammenhang des Ganzen einordnen, müssen wir irgendwie, obschon weniger deutlich, auch dies Ganze vor Augen haben. Beim Relativsatz nun kreuzen sich zwei Gedankenreihen in einem Nominalbegriff, der in der einen von ihnen eben bloß durch das Pronomen angedeutet ist. In dem Augenblick, wo der Gedanke bei diesem Pronomen verweilt, ist ihm einigermaßen auch das entsprechende Nomen des übergeordneten Satzes gegenwärtig; sonst würde das Relativum inhaltlos bleiben, der Satz den es einführt in der Luft schweben. So

gibt es notwendig eine Vermischung der Vorstellungen, die dann leicht und unwillkürlich, auf mannigfaltige Weise, in einer Mischung der Kasusformen zum Ausdrucke kommt; ganz wie in dem deutschen Kindervers beim Spiele: „wem ich lieb hab', werd' ich winken."

Auf dem gleichen Wege sind alle übrigen Arten von Attraktion entstanden, z. B. auch die bei *licet.* Daß es logisch richtig heißen müßte *licuit esse otiosum Themistocli,* sollen die Schüler wissen; die Geweckteren unter ihnen werden es selbst verlangen, weil ja der Begriff *otiosus* nicht Attribut zu *Themistocli* ist sondern Prädikat zu *esse* und als solches in den Akkusativ gehört. Aber Cicero schrieb *otioso,* und in unseren Grammatiken wird der Dativ bevorzugt. Eine Form, die ursprünglich nur durch psychologische Abirrung entstanden war, ist hier — noch mehr als beim griechischen Relativpronomen — durch den Gebrauch zur Regel erhoben worden.

4. Wenn hierbei in den Köpfen der Schüler der naive Glaube zerstört werden muß, daß das Regelmäßige auch immer das in sich Richtige sei, so ist ausgedehnter und wieder in andrer Art schwierig das Gebiet solcher psychologischen Wirkungen, die nur im einzelnen Fall hervortreten und aus den Verhältnissen des einzelnen Falles verstanden sein wollen. Die Gesetze über Zeitfolge und Modusgebrauch sind bei den alten Schriftstellern nicht so streng durchgeführt, wie man nach dem Wortlaut einer Schulgrammatik erwarten würde. Sallust läßt den Führer der Verschwörung sagen (Catil. 58, 9): *si vincimus, omnia nobis tuta erunt, sin metu cesserimus, eadem illa advorsa fient.* Grammatisch korrekt wäre *si vincemus*; aber wer möchte den Ausdruck trotziger Zuversicht, der im Präsens liegt, hier fortwünschen? Von dem Parallelismus zwischen zwei Gliedern ist auf ähnliche Weise abgewichen in einem Satze bei Xenophon (Memor. I 2, 32): ὅτι θαυμαστόν οἱ δοκοίη εἶναι, εἴ τις γενόμενος βοῶν ἀγέλης νομεὺς καὶ τὰς βοῦς ἐλάττους τε καὶ χείρους ποιῶν μὴ ὁμολογοίη κακὸς βουκόλος εἶναι, ἔτι δὲ θαυμαστότερον, εἴ τις προστάτης γενόμενος πόλεως

καὶ ποιῶν τοὺς πολίτας ἐλάττους τε καὶ χείρους μὴ αἰσχύνεται κτλ. Der Leser soll merken, daß das Zweite etwas Wirkliches ist: „*wenn* ein Hirte . . . . . nicht zugäbe . . . . ., *daß* ein Staatsmann . . . . . sich nicht schämt.“ So erklärt sich die anscheinende Härte, mit der Bedingungsätze von verschiedener Form neben einander gestellt sind. — Manchmal wird geradezu die grammatische Logik durchbrochen von der Logik der Tatsachen. *Res eas gessi, quarum aliquam in tuis litteris gratulationem exspectavi,* schreibt Cicero an Pompeius (fam. V 7) und vermeidet den Konjunktiv, den der die Beschaffenheit umschreibende Relativsatz eigentlich erfordert, weil er das Gefühl hat, daß dadurch die Bestimmtheit seiner Versicherung leiden würde. In einem andern Briefe hat man ihm eine ähnliche Freiheit nicht gönnen wollen, fam. V 19, 2: *ita ut, si nos ii sumus qui esse debemus, dubitare non possimus, quin ea maxime conducant, quae sunt rectissima.* Wesenberg setzte *sint* für *sunt* und erkannte nicht, daß Cicero einen Nebengedanken andeuten will: „daß die Handlungsweise am meisten nützt, welche — das steht fest — die richtigste ist.“ Wie der deutsche Zwischensatz aus der Konstruktion heraustritt, ebenso — nur leiser und feiner — im Lateinischen der Modus.

Mit Absicht habe ich Beispiele auch aus den Werken des Autors genommen, der recht eigentlich die grammatische Korrektheit vertritt. Ältere Herausgeber haben sich mehrfach bemüht ihn zu korrigieren, ciceronianischer zu sein als Marcus Tullius selber; neuerdings ist man auf gutem Wege davon zurückzukommen. Sogar der Gedanke ist ausgesprochen worden, bei diesem größten Meister des lateinischen Stiles richte sich die Wahl von Tempus und Modus nicht so sehr nach allgemeinen logischen wie nach zufälligen rhetorischen Rücksichten: Übereinstimmung und Abwechselung, Vermeidung von Mißklang wie von Eintönigkeit[34]). Das glaube ich nun doch nicht. Die logische Grundlage und Anlage des ganzen Baues der lateinischen Syntax ist durch die überwältigende Masse gleichartiger Erscheinungen sicher gestellt; wo im einzelnen

von der Norm abgewichen ist, da muß es möglich sein das psychologische Moment aufzuspüren, durch das die regelrecht abgemessenen Gedanken aus dem Gleichgewicht gebracht sind. Und wenn uns das nicht immer gelingt, so liegt der Mangel in uns, nicht im Stoffe. Auch einen Unterschied zwischen *accedit ut* und *accedit quod* vermögen wir nicht nachzufühlen; und doch muß es für die Römer wenigstens eine Zeit gegeben haben, wo sie sich bei beiden Wendungen Verschiedenes dachten.

Der Vorteil, den die Befreiung vom starren Ciceronianismus der Schule gebracht habe, ist bis zum Überdruß oft gepriesen worden. Und das liegt ja auf der Hand: wo man lateinische Exercitien nicht mehr nach dem strengsten Muster korrigiert, da können den Jungen nicht mehr so viele Fehler angerechnet werden. Aber die Sache hat doch ihre Kehrseite; denn nun fehlt wieder der feste Anhalt für die, welche lernen wollen. Was nach Ciceros Gebrauch richtig oder falsch sei, ließ sich, nicht mit absoluter Sicherheit aber doch ziemlich genau, feststellen und überliefern; was von Sallust bis Tacitus als lateinisch gelten dürfe, ist eine Frage, deren Beantwortung auch dem fleißigsten Schüler nicht zugemutet werden kann. Der Lehrer selbst wird oft nur nach dem Gefühl entscheiden. Auch eine Konstruktion, die ihm noch nicht vorgekommen ist, wird er geneigt sein zu dulden, wenn sie richtig gedacht ist; und wo er sie wirklich als falsch zurückweisen muß, da wird er sich nicht mehr auf eine Regel der Grammatik berufen, sondern versuchen durch Auseinanderlegen des Gedankens den Irrtum aufzudecken. Gewiß ist das ein Gewinn, nur gerade keine Erleichterung. Durch Bereicherung des Wissens und Vertiefung des Verständnisses der Sprache sind die stilistischen Übungen fruchtbarer zugleich und schwieriger geworden; dem würde es entsprechen, wenn mehr Zeit und Spielraum als früher dafür zur Verfügung gestellt wäre. Bekanntlich ist das Gegenteil der Fall.

5. Oder ist die Forderung, die wir erheben, an sich zu groß? Liegt etwa gerade in der psychologischen Vervollkommnung des Sprachstudiums ein Hindernis für schulmäßige Be-

handlung? Wenn jeder Mensch seine eigne Sittlichkeit hätte, wohin eine verfeinerte Ethik zu führen scheint, so gäbe es keine Sittlichkeit mehr: droht der Sprache eine ähnlich zerstörende Wirkung von fortschreitender Erkenntnis? — Zuversichtlich bejahen würde all diese Fragen Fritz Mauthner, dessen „Kritik der Sprache“ in rücksichtsloser Durchführung einer naiven Skepsis ihre Stärke und ihre Schwäche hat[35]. Wie es keine Hundheit gebe sondern nur einzelne Hunde (I 165), so sei auch die Sprache, als Sprache eines Volkes gedacht, ein bloßes Abstraktum; Wirklichkeit besäßen nur die Individualsprachen der einzelnen: dieser Gedanke kehrt in einer Fülle von Variationen immer wieder. Kein Wunder, daß der hellhörige Beobachter persönlicher Sprachgewohnheiten, der geistreiche Verfasser der Parodie „Nach berühmten Mustern“ das individuelle Element im Leben der Sprache überschätzt. Wir wollen uns durch ihn zur Wahrnehmung leiser Schattierungen den Blick schärfen, nicht aber zugleich das Auge verschließen lassen für die großen gesetzmäßigen Züge. Die bleiben doch bestehen, auch wenn wir zugeben, daß die Norm, die im Bewußtsein der Angehörigen einer Sprachgemeinschaft lebt und wirkt, sich nirgends greifen und halten läßt, wenn wir uns klar machen, daß auch die sorgfältigsten Schriftsteller sie im kleinen hundertfach verletzt haben.

Das Verhältnis des Einzelnen zur Gesamtheit wird noch deutlicher, wenn wir solche Fälle sprachlicher Besonderheit betrachten, die nicht auf dem Abweichen von einer schon bestehenden Regel, sondern darauf beruhen daß ein regelrechter Ausdruck noch nicht geschaffen war. Wie Homer mit der Bezeichnung des ihm vorschwebenden Begriffes „Ähnlichkeit“ nicht zurechtkommt, haben wir gesehen (S. 36); es ist nicht das einzige Beispiel dieser Art. Hektor, durch einen Steinwurf von Aias getroffen, wird bewußtlos fortgeschafft, im Hintergrunde des Schlachtfeldes niedergesetzt und mit Wasser erfrischt; er schlägt die Augen auf, sinkt aber sogleich in Ohnmacht zurück: βέλος δ᾽ ἔτι θυμὸν ἐδάμνα (Ξ 439). Nicht das

Geworfene hielt ihn bezwungen, sondern der Wurf; den meinte der Dichter, konnte ihn aber noch nicht nennen. In einer Rede des Diomedes ist durch ein dreifaches ἤ (O 511 f.) der Sinn undeutlich geworden, weil dem Sprechenden ein zusammenfassender Begriff wie „schnelle Entscheidung" — im Gegensatz zu langer Qual — noch nicht zur Verfügung stand. Man sieht hier förmlich, wie das Abstraktum sich ankündigt, ja sich aufdrängt, aber noch nicht so stark ins Bewußtsein getreten ist daß es mit einer Benennung festgehalten werden könnte. — Die Worte des Odysseus B 250, der dem Schwätzer vorgehalten hat, er sei der schlechteste aller Achäer, und nun fortfährt: τῷ οὐκ ἂν βασιλῆας ἀνὰ στόμ' ἔχων ἀγορεύοις, übersetzen wir: „darum solltest du nicht die Fürsten laut im Munde führen." Doch damit ist der eigentümliche Gebrauch des Potentialis nicht erklärt; wir verstehen ihn am besten, wenn wir den Gedanken auseinanderlegen: „deshalb würde ich, wenn ich an deiner Stelle wäre, nicht im Munde führen." Im Grunde hatte es der Dichter so gemeint; aber er vermochte noch nicht die eigentümliche Beziehung, die hier stattfindet, den Austausch zwischen zweiter und erster Person, klar zu erfassen. Ein guter Beleg für eine Lehre, die uns noch in andrem Zusammenhang (Kap. V) begegnen wird: daß der grammatische Satz nicht eine Verbindung von Begriffen, sondern die Gliederung einer zuerst vorhandenen Gesamtvorstellung ist. Beobachtungen in diesem Sinne bietet unter den Prosaikern besonders Thukydides. Wer die grammatischen Anstöße bei ihm verfolgt, findet überall ein Ringen nach klarem Ausdruck. Nur eine Probe aus der gedankenschweren Einleitung! Κοινῇ ἀπωσάμενοι τὸν βάρβαρον ὕστερον οὐ πολλῷ διεκρίθησαν πρός τε Ἀθηναίους καὶ Λακεδαιμονίους, οἵ τε ἀποστάντες βασιλέως Ἕλληνες καὶ οἱ ξυμπολεμήσαντες (I 18, 2). Als Subjekt sind aus dem Vorhergehenden οἱ Ἕλληνες zu denken, und damit sind zunächst die Athener und Lakedämonier mit ihren Bundesgenossen gemeint; dann aber verschiebt sich der Begriff zu dem aller Griechen, und diese werden nun wieder eingeteilt in die, welche erst nach

der Besiegung des Königs ihn verlassen haben, und in eben jene Verbündeten. Ohne Zweifel hat Thukydides genau gewußt, was er meinte; aber die Elemente seiner Gedanken erscheinen in der sprachlichen Form noch vermischt. Bei dem Streben, einen Ausdruck zu finden der zugleich knapp und klar wäre, ist ihm, wie so oft, nur das eine gelungen.

Fälle wie diese — und ihre Zahl ist ungemessen — sind eine unmittelbare Widerlegung der oberflächlichen Rede, in der Mauthner eine Wahrheit gefunden zu haben meint, daß Denken und Sprechen identisch seien; sie zeigen zugleich positiv, wie beide mit- und aneinander wachsen. Ein neuer Gedanke schafft sich mühsam und langsam einen angemessenen Ausdruck; indem dieser geläufig wird, bietet er das Werkzeug, um höhere Aufgaben des Denkens anzugreifen, die dann mit erneuter Mühe, mit erneutem Erfolg bewältigt werden. In all diesem Wandel aber vollzieht sich, den Trägern der Sprache und des Denkens unbewußt, der Aufbau eines organischen Ganzen, dessen innere Gesetzmäßigkeit wir doch nicht deshalb leugnen wollen, weil sie nichts Fertiges ist, sondern, wo immer wir den gerade erreichten Zustand auffassen und darstellen, im Werden begriffen erscheint.

Man wird vielleicht einwenden, allgemeine Betrachtungen dieser Art gingen über die Fassungskraft auch reiferer Schüler hinaus. Ich fürchte das nicht. Homer jedenfalls, Herodot und Thukydides mit ihren sprachlichen Schwierigkeiten sind da und verlangen Erklärung. Diese kann nur so gegeben werden, daß man die Männer als Mitarbeiter an der Entwickelung der Sprache zu verstehen sucht. Und dabei wird für jenen Widerspruch, der dem Schulunterricht gefährlich zu werden drohte, in dem Augenblick die Lösung auftauchen, wo er selber konstatiert wird, der Gegensatz zwischen der Strenge des grammatischen Systems und der üppigen Fülle des wirklichen Sprachlebens, zwischen logischer Schärfe und psychologischer Läßlichkeit. Das Suchen nach diesem Ausgleich führt von selbst zur historischen Betrachtung.

V.

Historische Grammatik.

> Es scheint nichts schwieriger zu sein, als daß eine Idee, die in eine Wissenschaft hineintritt, in dem Grade wirksam werde, um sich bis in das Didaktische zu verschlingen und sich dadurch gewissermaßen erst lebendig zu erweisen. Goethe.

1. Die zum Schluß des vorigen Kapitels verteidigte Forderung, daß gelehrte Forschung und Schulpraxis Hand in Hand gehen sollen, ist eine Zeitlang aufs glücklichste erfüllt gewesen. Die vergleichende Sprachforschung vermochte ihren Anspruch, auch in der Schule Einlaß zu finden, eben damit durchzusetzen, daß sie dem Unterricht Vorteil brachte. Als im Jahre 1852 Georg Curtius zum ersten Male seine Griechische Schulgrammatik herausgab, stieß er zunächst freilich auf kräftigen Widerstand. Mutete er doch den Lehrern zu, manche Dinge umzulernen; und das war nicht nur unbequem, sondern führte seltsamerweise zu der Besorgnis, nun müßten auch die Schüler dieselbe Sache zweimal lernen, während ja für diese, die von der fremden Sprache noch gar nichts wußten, sogleich mit der wissenschaftlich richtigeren Darstellung begonnen werden konnte. Allmählich drang das Gute doch durch. Jüngere Generationen von Lehrern, die schon auf der Universität davon gehört hatten, traten ins Amt ein; ältere entschlossen sich die verpönten Schriften wenigstens einmal anzusehen: und so ging es, wie es mit aufkommenden Wahrheiten zu gehen pflegt. Erst erscheinen sie als Unsinn; dann meint man, sie seien der

Religion gefährlich; zum Schluß heißt es: das haben wir ja schon lange gesagt.

In der Tat wurde das Lernen wesentlich erleichtert: Formen, die früher als abnorm gebildete einzeln gemerkt werden mußten, ließen sich nun aus Gesetzen ableiten, springende Übergänge wurden vermittelt, disparate Erscheinungen traten in verbindenden und stützenden Zusammenhang. Ein Vokativ wie ἠχοῖ, dessen ι uns als Schüler verwirrt hatte, ordnete sich der Regel ein, daß dieser Kasus durch den reinen Stamm gebildet wird. Das Paradigma βασιλεύς wurde durchsichtig, der Accent im Gen. Plur. der α-Deklination durch Kontraktion erklärt, das σ in Compositis von der Art wie σακεσπάλος auf seinen Ursprung zurückgeführt, die Einheit des Stammes in γένος und εὐγενής begriffen. Die Verba auf -μι, einst für den Tertianer das schlimmste Kreuz, wurden zu rechten Stützen der Übersichtlichkeit und Regelmäßigkeit des griechischen Verbalbaus; und die einzelnen ihrer Analogie folgenden Aoriste wie ἔβην ἔγνων ἔφυν, die man sonst mit Hilfe einer „Synkope" gewaltsam hatte entstehen lassen, zeigten sich als mühelos verständliche Reste einer altertümlichen, durchaus organischen Bildung. Die Gewohnheit, überall innere Ordnung anstatt äußerlicher Regeln aufzusuchen, hat auch außerhalb des engeren Gebietes, das die Lautgesetze beherrschen, sich nützlich bewährt. Heute lehrt man nicht bloß, daß die Deponentia die einen Affekt bezeichnen den Aorist passivisch bilden, man weist auf den Grund hin: wer sich freut, sich erzürnt, sich ärgert, wird durch Menschen oder Dinge in diese Stimmung versetzt; jeder, der in Leidenschaft gerät, verhält sich eben leidend. Das begreift schon ein Anfänger; dem Reiferen, der die Ilias liest, wird es dann von selbst klar, warum z. B. ἀασάμην eine Ausnahme bildet: wer „sich betören läßt", erliegt nur zum Teil fremdem Einfluß, zum Teil wirkt er selber mit.

Bescheidener ist der Ertrag, den die wissenschaftliche Erforschung der Sprache fürs Lateinische geliefert hat. Daß der *i*-Vokal, der in einigen Endungen der dritten Deklination her-

vortritt, nicht auf Willkür beruht, daß und wie *erat* und *esset, sumus* und *estis* auf éinen Stamm zurückgehen, die Verwandtschaft der drei vokalischen Konjugationen mit der der abgeleiteten Verba im Griechischen, mit der schwachen Konjugation des Deutschen: das sind alles erfreuliche und aufklärende Einsichten, aber doch erst für den, der die Tatsachen schon kennt. Der Versuch, den besonders Lattmann machte, dergleichen schon im Anfangsunterrichte zu verwerten, hat wenig Beifall gefunden. Und diesmal mit Recht. Die Voraussetzungen des Wissens und Könnens, von denen der griechische Unterricht ausgeht, bestehen eben in Sexta noch nicht. Übrigens scheint auch da, wo das Lateinische erst in Untertertia beginnt, die Formenlehre nicht merkbar wissenschaftlicher behandelt zu werden[36]. Dies rührt wohl daher, daß in der eigenen Beschaffenheit der beiden Sprachen ein Unterschied liegt: die lateinischen Formen sind minder gut erhalten, schließen sich nicht so architektonisch vollkommen zusammen wie die griechischen, von denen der größte und wichtigste Teil fast als lückenloses System überliefert werden kann, das allein schon in der Gesetzmäßigkeit seines Aufbaues eine Kraft besitzt den jugendlichen Geist zu bilden.

2. Doch gerade dieser Vorzug des Griechischen ist durch die neueste, glänzende Entwickelung der historischen Grammatik gefährdet, ja sie hat ihn schon zerstört. Ὁ ἰασάμενος καὶ τρώσει, scheint ihr Spruch gewesen zu sein. Indem sie die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze durchzuführen suchte, schärfte sich der Blick für die vielen Ausnahmen, die es eben doch gab und die Erklärung heischten. Diese fand man in einem psychologischen Moment, das, von dem ursprünglichen Gefüge des Sprachbaues abweichend und es vielfach durchbrechend, neue Anlehnungen, Ähnlichkeiten, Zusammenhänge, neue Systeme schuf, und das Jahrhunderte hindurch gewirkt haben muß, ehe die ältesten Werke unserer griechischen Literatur entstanden. Es stellte sich heraus, daß schon innerhalb der homerischen Sprache Regelmäßigkeit und Altertümlichkeit

in vielen Fällen nur scheinbar sind. Akkusative auf ν von *ι*-Stämmen (κόρυν, χάριν) sind durch Abirren des Sprachgefühls nach den vokalischen Stämmen hin entstanden; die wuchtige Endung in μνηστήρ-εσσι ist der in ἔπεσ-σι natürlich erwachsenen äußerlich nachgemacht. Das ganze System Ζηνός Ζηνί Ζῆνα ist im Grunde unecht: das richtige Ζῆν (wie βῶν Η 238 gebildet) wurde nicht mehr verstanden, ein angehängtes α mußte den Akkusativ neu bezeichnen und gab Anlaß, daß die Lautgruppe Ζην- als Wortstamm empfunden wurde. Die Flexion der Verba contracta im Äolischen, die dort in die Analogie derer auf -μι übergegangen sind, wovon sich Spuren auch im Epos finden (συλήτην ἀπειλήτην u. ä., ὅρηαι ξ 343, φιλήμεναι Χ 265), ist nichts Altes wie die Aoriste ἔβην ἔφυν, sondern eine Ausartung. Ja in den einfachsten und elementarsten Verhältnissen, in den Kapiteln der Grammatik die sogleich den Anfänger beschäftigen, zeigt sich das Fortwuchern der Analogie, das, um an der einen Stelle Übereinstimmung zu schaffen, sie an der andern zerstört. Die Regel, daß im Griechischen *s* zwischen Vokalen ausfällt, braucht man, um λύεαι—λύῃ, γένεος —γένους abzuleiten; woher aber λύσω, ἐποίησα, βουσί? so mag schon mancher aufgeweckte Tertianer seinen Lehrer gefragt haben. Es sind sekundäre Bildungen: der fertige Wortausgang ist aus Formen wie λείψω ἔπραξα θριξί auf die Vokalstämme übertragen worden.

Das sind alles bekannte Dinge, über die im Prinzip wenigstens niemand mehr streitet, so wenig wie über die große, früher nicht geahnte Bedeutung übertragener und nachgeahmter Motive in der Literatur. Curtius hatte sich, so lange er lebte, gegen die Neuerungen gesträubt; und wer ihn persönlich kannte, mußte das verstehen. Ordnung und Gesetzmäßigkeit hatte er herstellen wollen, hatte zu zeigen gesucht und bis zu einem hohen Grade doch wirklich gezeigt, daß die Vielheit und Mannigfaltigkeit der Laut- und Flexionsformen das Erzeugnis einer stetigen, regelrechten Entwickelung aus klaren Prinzipien sei; nun sollte er zugeben, daß das Werden und Wachsen der

Sprache durchaus nicht in gerader Linie sich vollziehe sondern im Zickzack, in unablässigem Hin und Her von Anziehen und Abstoßen, von störenden Ursachen, unerwarteten Wirkungen. Die Mächte, die er gebannt zu haben glaubte, Zufall und Willkür, drohten aufs neue in die Sprachwissenschaft einzubrechen: sein Lebenswerk schien ihm zerstört zu werden. Daß es vielmehr fortgesetzt und ausgebaut wurde, sah er nicht. Die Wissenschaft gewährt solchen persönlichen Regungen auch eines liebenswürdigen und frommen Sinnes keinen Raum, sie stempelt sie zur Schwäche. Was in den Einwendungen unseres Lehrers berechtigt war, die Warnung vor allzu freigebigem und leichtherzigem Operieren mit der neuen Methode, ist nach und nach zur Geltung gekommen; in der Hauptsache hat die junggrammatische Richtung gesiegt.

Höchstens könnte man sagen, daß sie über ihr eignes Wollen hinausgewachsen sei, daß ihr Sieg eine Schärfe gewonnen habe, vor der ihr selbst bange werden müsse. Ausgegangen wurde von dem Grundsatz: das Lautgesetz repräsentiert das Prinzip der physischen Gesetzmäßigkeit, die Analogie ist ein Resultat psychischer Kräfte, das die strenge Wirksamkeit der Lautgesetze zuweilen unterbricht. Ungefähr so formuliert Wundt die Methode der Junggrammatiker, da wo er an ihrer Entwickelung Kritik übt[37]. Er erinnert daran, daß menschliches Handeln und also auch menschliches Sprechen niemals ein rein physischer und niemals ein rein geistiger Vorgang ist, und folgert hieraus, daß die Scheidung physiologischer und psychologischer Momente des Lautwandels sich nicht vollkommen durchführen lasse. Das ist wohl richtig; praktisch bleibt sie doch bestehen. Auch zwischen Kreis und gerader Linie ist genau genommen nur ein Gradunterschied; und doch wird kein vernünftiger Geometer sich Untersuchung und Darstellung dadurch erschweren, daß er den Wesensunterschied, der tatsächlich daraus geworden ist, ignoriert. Wenn aber Wundt im Anschluß hieran warnt, man möge nicht glauben mit einfachen Ursachen auszukommen, da jede einzelne

Erscheinung des Lautwandels verwickelter Natur sei oder sein könne, so daß in ihr eine Vielheit von Einflüssen zusammenwirke, so hat er sicher recht. Und zwar hat ihm die Sprachwissenschaft selber im voraus recht gegeben, indem sie, das Widerspiel von Lautgesetz und durchbrechender Analogie verfolgend, zu einer immer bunteren Mannigfaltigkeit einander durchkreuzender Tendenzen gelangt ist, die sie in jedem, auch dem ältesten Zustande einer Sprache zu erkennen weiß. So konnte ein scharfsinniger amerikanischer Gelehrter, Morris, das Paradoxon aussprechen und einleuchtend begründen, das am meisten charakteristische Merkmal der lateinischen Flexion sei eigentlich die Systemlosigkeit[38]), insofern z. B. das was wir Perfekt nennen nur scheinbar etwas Einheitliches sei, in Wahrheit ein Gemisch aus ganz verschiedenen Bildungen, deren jede nur an einem Teil der vorhandenen Verbalstämme entwickelt ist.

Indem nun aber eine tiefere Einsicht in Lautbestand und Formensystem der beiden alten Sprachen erkennen ließ, daß sie auch in ihrer frühesten für uns erreichbaren Gestalt schon sehr viel Unursprüngliches enthalten, so mußte die Stellung der Schule zur Sprachwissenschaft eine wesentlich andere werden. Was man noch vor dreißig Jahren hoffen konnte, die Gesetze, nach denen die Sprache erwachsen sei, zur Grundlage des Planes zu machen, nach dem sie gelernt werden solle, daran mag heute gerade der Kundigste verzweifeln. Im einzelnen hat die neue Lehre so manche Aufklärung gebracht, die auch für Schüler genießbar ist und sie an der Freude teilnehmen läßt, die jeder Einblick in einen lebendigen Zusammenhang gewährt; von dieser Art ist jenes Ζῆνα Ζηνός nach Ζῆν, oder das Ablösen der Endung -σαν aus ἔλυσα-ν und ihr Weiterwuchern: für (ἔ)τιθεν kommt ἐτίθεσαν in Gebrauch, ἔβησαν für ἔβαν, ἠγέρθησαν für ἤγερθεν, spätgriechisch ἐλάβοσαν für ἔλαβον. Im allgemeinen aber sind die Wege, welche die Sprache gegangen ist und die Forschung ihr nun nachgeht, viel zu verschlungen, als daß man versuchen könnte die Gedanken un-

reifer Knaben durch dieses ganze Labyrinth hinzuführen. Wir werden also Resignation üben und manches, was wir sicher lehren zu können meinten, wieder aufgeben müssen. Aber wo ist die Grenze zu ziehen? Eine Form wie ἀπηύρων beim ersten Lesen der Odyssee zu analysieren mag man gern unterlassen; die Parallele zwischen den Endungen *-arum* und -άσων -άων -ῶν ist entbehrlich: soll man auch, was vorher erwähnt wurde, auf die Ableitung φέρε(σ)αι—φέρῃ, τείχε(σ)-ος—τείχους verzichten, weil die Konsequenz dann verlangen würde, daß λύσω ἔλυσα als Nachbildung nach πράξω ἔπραξα aufgedeckt werde? Und behalten nicht zuletzt doch diejenigen recht, welche meinten, Ergebnisse der Sprachwissenschaft gehörten überall nicht in die Schule? man solle sich begnügen den Lehrstoff praktisch nach irgend welchen Bauernregeln zusammenzufassen und einzuteilen, unbekümmert um das innere Verhältnis der Dinge?

3. Dies letzte nun ganz gewiß nicht. Wissenschaft ist die Lebensluft alles höheren Unterrichtes; er stirbt ab, wenn man sie ihm versagt. Wo also durch Fortschritte der Forschung ein früher gefundenes, bisher wirksames Verhältnis der Übereinstimmung zerstört wird, da soll man weder klagen noch spotten, daß es nun damit vorbei sei, sondern sich freuen, daß eine neue Aufgabe gestellt ist: die Verbindungswege zu suchen, die von der vertieften Erkenntnis wieder zur Praxis des Unterrichtes herüberführen und auf denen das drüben zu Tage geförderte Gut auch dieser Seite Vorteil bringt. Nicht mit éinem Schlage ist eine solche Aufgabe gelöst; viele Hände mögen daran schaffen. Für uns hier muß es genügen die Richtung anzugeben, in der sich der notwendig gewordene Wechsel vielleicht vollziehen wird, ja schon zu vollziehen begonnen hat.

Die Hauptstelle sprachgeschichtlichen Einflusses lag bisher im griechischen Elementarunterricht; sie wird mehr und mehr nach den oberen Klassen hinrücken, da die Wissenschaft selbst reifer und reicher geworden ist und so auch für das, was sie der Schule mitteilen kann, gereifteren Sinn verlangt. Da bietet nun Homer eine Gelegenheit zu historischer Betrachtung, wie

sie für keine andere der auf dem Gymnasium betriebenen Sprachen, auch für die deutsche nicht, gegeben ist: eine und dieselbe Sprache auf zwei verschiedenen Stufen der Entwickelung, auf beiden mit annähernd gleicher Ausführlichkeit dem Schüler bekannt werdend. Auch von älterem Deutsch lernt er — hoffentlich — einiges kennen; aber das sind vereinzelte Proben, die ihm kein volles Material zur Vergleichung liefern. Auch französische und englische Formen aus den lateinischen abzuleiten wird er angeregt; aber da ist die Kluft so groß, daß ihm das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der kontinuierlichen Entwickelung nicht recht lebendig wird. Für Homer bestehen beide Hindernisse nicht; diesen Vorteil sollen wir nutzbar machen.

Zunächst gilt es den Irrtum auszutreiben, daß die homerischen Formen aus den attischen entstanden, also jedenfalls jünger seien als jene — weil der Schüler die attischen früher kennen gelernt hat. „Verlängerte Dativ-Endung -οισι statt -οις, Konjunktiv mit verkürztem Bindevokal (μυθήσομαι, εἴδετε, νεμεσήσετε), aufgelöste Formen der Verba contracta“: diese und ähnliche widersinnige Ausdrücke, die freilich auch in manchen Lehrbüchern immer noch ihr Wesen treiben, müssen hartnäckig bekämpft werden. Gelingt es sie zu vertilgen, so ist schon damit über alle Grammatik und Schulweisheit hinaus etwas Großes gewonnen: der Knabe hat zum erstenmal, mit eigener Anstrengung, die allgemein menschliche Schwäche überwunden, seinen Standpunkt für den absoluten, die Ordnung, in welcher die Dinge an ihn herantreten, für die eigentliche und wirkliche zu halten; dadurch wird es ihm später in wichtigeren Fällen, wo kein Lehrer zur Seite steht, leichter werden sich selbst aus enger Befangenheit zu befreien. Aber auch seine wissenschaftliche Bildung geht nicht leer aus. Das Wesen und Wachsen der Sprache wird ihm nirgends besser anschaulich als in dem regellosen Gemisch der Laut- und Wortformen bei Homer, das nur als Niederschlag eines langen und eigenartigen geschichtlichen Prozesses verstanden werden kann.

Formen wie τοῖσδεσι mit zwiefacher Kasusendung, κεκλήγοντες mit dem Eindringen eines fremden Stammcharakters, echtes ἐικυῖα neben sekundärem att. ἐοικυῖα fordern, wenn sie nicht gedankenlos hingenommen werden sollen, eine Erklärung aus fortwuchernder Analogie und machen ihrerseits deren Wirken deutlich. Ἄμμες ὔμμες neben ἡμεῖς ὑμεῖς, ἀργεννός neben ἀλεγεινός, λαός neben νηός, πίσυρες neben τέσσαρες, πολυπάμμων neben κτήματα nötigen, jedenfalls in Prima, die Tatsache der Dialektmischung zu konstatieren und geben zu der Frage Anlaß: was würde es wohl uns für einen Eindruck machen, wenn Formen wie *troche, Chinder, er seit, goht, isch* und *drög, Kinner, he seggt, geit, is* in demselben Gedichte friedlich verbunden stünden? Auch auf syntaktischem Gebiete finden sich Beispiele von Verwirrung des Sprachgefühls, die nur geschichtlich aufgelöst werden können: die Häufung ἄν κεν ist wieder eine Folge der Dialektmischung; und daß beide Partikeln gelegentlich auch zum Futurum treten, beruht auf einem frühen Mißverständnis solcher Konjunktivformen des Aorists, die vom Futurum äußerlich nicht zu unterscheiden waren. Ὁ δέ κεν κεχολώσεται (A 139) konnte erst ein Dichter sagen, der οἵ κέ με τιμήσουσι (A 175), οὐδέ κέ τις θάνατον καὶ κῆρας ἀλύξει (ρ 547) nicht mehr richtig verstand[39]).

Wichtiger ist doch der positive Ertrag, den die homerische Syntax liefert: daß in ihr der Schüler die einfacheren und ursprünglicheren Denkformen kennen lernt, aus denen die geläufigen Konstruktionsweisen der Literatursprachen entstanden sind. Bei solcher Vergleichung wird der Unterricht in Sekunda und Prima um so lieber verweilen, als auf diesen Stufen Satzlehre überhaupt ein größeres und ein fruchtbareres Interesse in Anspruch nimmt als Laut- und Formenlehre. Ja hier vermag die Schule besser als irgendwo sonst etwas von dem Empfangenen der Wissenschaft zu vergelten. Unablässig ist sie bemüht schwierige Satzformen und Gedankenverbindungen verständlich zu machen; so kann es gar nicht fehlen, daß die dabei gewonnenen Erfahrungen den Sinn des Forschers selbst

wecken und bereichern. Ziemers „Junggrammatische Streifzüge“ haben von solcher Wechselwirkung ein erfreuendes Beispiel gegeben[40]).

4. Was uns hier in erster Linie beschäftigt, ist allerdings das umgekehrte Verhältnis, die Verwertung wissenschaftlicher Anschauungen für den Unterricht. Die ganze Weise der Betrachtung syntaktischer Erscheinungen ist ja im Laufe der Zeit eine andere geworden. An der Behandlung von Lauten und Formen war die Methode der modernen Sprachwissenschaft erstarkt; indem sie weiter schritt, wurde es ihre nächste Aufgabe, die Bedeutung und Anwendung der Formen, der Kasus Tempora Modi, zu untersuchen, womit das eigentliche Gebiet der Satzlehre noch kaum betreten wurde. Doch dabei konnte es nicht bleiben. Vor neun Jahren unternahm John Ries[41]) mit Scharfsinn eine neue Abgrenzung und Einteilung der Syntax, die er als Lehre von den Sätzen, nicht von den Redeteilen verstanden wissen wollte. Der weitere Gang der Forschung hat seine Forderungen bestätigt. Wundt knüpfte unmittelbar an ihn an und ging dann in seinem eigenen Versuch über „Satzfügung“ von jener Definition aus: der Satz ist nicht eine Verbindung von Worten oder Vorstellungen, sondern umgekehrt „die Zerlegung eines im Bewußtsein vorhandenen Ganzen in seine Teile“. Delbrück stimmt ihm bei, und das schon erwähnte Buch von Morris beruht ganz auf dieser Anschauung[42]). Es ist kein Zufall, daß gleichzeitig in der Schule das Bestreben hervortritt, den syntaktischen Stoff nicht nach den Redeteilen sondern nach Satzarten zu ordnen. Ries hatte bei seiner Untersuchung die Bedürfnisse des Unterrichtes mit im Auge; und die Praxis des Goethe-Gymnasiums in Frankfurt a. M., von der Reinhardts Lateinische Satzlehre eine Probe gibt, ist durch solche wissenschaftliche Erwägungen angeregt. Anderwärts wird in lebhafter Diskussion die Frage erörtert, ob man in der Anlage des syntaktischen Systems für die Schulgrammatik bei der alten Einrichtung bleiben oder den neuen Weg einschlagen solle.

Im einzelnen freilich, an lebendiger Durchdringung des Stoffes mit historischer Betrachtungsweise scheint es, wenn nach den gangbaren Lehrbüchern geurteilt werden darf, noch sehr zu fehlen. Sätze von der Form μὴ ἀγροικότερον ᾖ τὸ ἀληθὲς εἰπεῖν werden immer noch gern so erklärt, daß dabei ein regierendes Verbum des Fürchtens „ausgelassen“ sei. Vielmehr kann die Konstruktion dieser Verba selbst, wie wir im neunten Kapitel sehen werden, nur dadurch begriffen werden, daß man auf die ursprüngliche Beiordnung eines selbständigen Satzes zurückgeht. Onkel Bräsigs Ausruf „daß du die Nase ins Gesicht behältst“ oder ein Goethescher Vers: „daß die alte Schwiegermutter Weisheit das zarte Seelchen ja nicht beleid'ge!“ zeigen obendrein, wie der Gebrauch selbständiger daß-Sätze in gehobener so gut als in volkstümlicher Sprache heute noch lebendig ist. Μὴ παύσωμαι können wir getrost übersetzen „daß ich nicht aufhöre!“, wir können aber auch sagen: „ich denke daran aufzuhören, werde vielleicht aufhören“; und dies empfanden bereits die Griechen. Sie gewöhnten sich an den positiven Sinn des negativen Ausdruckes allmählich so sehr, daß sie ihn nun wieder verneinten: οὐ μὴ παύσωμαι φιλοσοφῶν „ich werde nicht leicht aufhören zu forschen“ (Platon Apol. 29d). — Ob der Lehrer die Namen „Tmesis“ und „Anastrophe“ beibehält oder verbietet, ist ohne große Bedeutung; aber die Sache soll er richtig, d. h. geschichtlich, darstellen. Wie aus Adverbien Präpositionen werden, kann man bei Homer noch mit ansehen. Und wem einmal das Auge hierfür geöffnet und zugleich die Freude am Echten und Ursprünglichen geweckt worden ist, der wird für immer gegen die Geschmacklosigkeit gesichert sein, unsere gute Sprache zu mißhandeln indem er sagt: „ich anerkenne, es obliegt mir“. — Seltener bietet sich im Lateinischen Gelegenheit auf eine ältere Stufe der Sprachentwickelung zurückzugreifen. Wie kommt es, daß von *non dubito, non retineo* ein Satz mit *quin* abhängen kann, aber nicht von *dubito, retineo?* Der innere Grund wird sofort klar, wenn man sich den abhängigen Satz wieder, wie er es früher

gewesen, selbständig denkt[43]): *Germani retineri non poterant; quin in Romanos tela conicerent?* „warum sollten sie nicht schleudern?" Die Ausdrucksform hat sich unverändert erhalten, auch als niemand mehr der eigentlichen Bedeutung sich bewußt war.

Zu solcher Treue stehen die Erscheinungen der sogenannten falschen Analogie in Gegensatz; denn sie beruhen gerade darauf, daß infolge eines Wandels, der sich in der Auffassung vollzogen hat, auch die überlieferte Ordnung der sprachlichen Formen durchbrochen wird. Infinitiv- und Partizipialkonstruktionen in beiden alten Sprachen, wie wir sie in einem früheren Kapitel besprochen haben (S. 40 ff.), bieten dafür sehr bekannte Beispiele. In ἔλεγον τὸν Κῦρον νικῆσαι war der Akkusativ richtiges Objekt; es hätte auch heißen können: ἔλεγον τὸν Κῦρον, ὅτι ἐνίκησεν. Mehr und mehr gewöhnte man sich den Akkusativ mit dem Infinitiv zusammen als éinen Gedanken zu fassen, wo er denn als Subjekt empfunden wurde; und nun wurde weiter gebildet: λόγος ἦν τὸν Κῦρον νικῆσαι. Auf den ersten Blick erscheinen die folgenden drei Genetive gleichartig: στόνον οἷον ἄκουσα κτεινομένων ψ 40 f., Τηλέμαχος μέγα πένθος ἄεξεν βλημένου ρ 489 f., τῷ κέ οἱ ἐγκέφαλός γε διὰ σπέος ἄλλυδις ἄλλῃ θεινομένου ῥαίνοιτο ι 458 f. Aber die beiden ersten werden durch einen regierenden Begriff gehalten, der dritte steht losgelöst; die Person, die zu ihm als Subjekt gedacht wird, ist vorher im Dativ genannt. Schon damals war durch Formübertragung der Typus des absoluten Genetivs entstanden.

Hier wäre ja nun kein schlimmer Schade zu fürchten, wenn den Lernenden die historische Einsicht vorenthalten bliebe; in anderen Fällen bringt sie doch sehr wichtige und nötige Hilfe. Wann bei *cum* der Konjunktiv und wann der Indikativ zu setzen sei, macht Schülern und Lehrern viel Sorge. Auf den unteren Stufen kann man mit einer äußerlichen Regel auskommen, weil es möglich ist abweichende Beispiele zu vermeiden; aber schon in Obertertia wird die Schwierigkeit, die

wirklich vorliegt, angegriffen werden müssen. Selbst die so sehr „vereinfachte“ Ellendt-Seyffertsche Grammatik bringt nebeneinander die Beispiele: *Agesilaus, cum ex Aegypto reverteretur, in morbum implicitus decessit* (Cornel. Ages. 8) und *Tum, cum in Asia res magnas multi amiserant, Romae solutione impedita fides concidit* (Cic. imp. Pomp. 7, 19). Dazu soll man den Schülern klar machen, der Konjunktiv „bezeichne den inneren Zusammenhang der Begebenheiten“, während der indikativische Satz ein bloßes Zeitverhältnis angebe. Aber das Zusammentreffen der Krankheit des Agesilaus mit seiner Heimkehr ist gerade bloß äußerlich, zeitlich, dagegen das Sinken des Kredites eine deutliche Folge der großen Verluste: es müßte schlecht um eine Klasse stehen, aus der nicht wenigstens einer oder der andere mit diesem Einwand hervorkäme. Derselbe Widerspruch findet sich bei *antequam* und *priusquam*. Cornel schreibt (Epam. 8, 5): *Epaminondas non prius bellare destitit, quam urbem Lacedaemoniorum obsidione clausit,* an anderer Stelle (Ar. 2, 1): *Aristides interfuit pugnae navali apud Salamina, quae facta est prius, quam poena liberaretur.* Welcher der beiden *quam*-Sätze enthält etwas Erwartetes, Beabsichtigtes? Offenbar der von Epaminondas, und doch steht gerade dieser im Indikativ. Ist Aristides nicht wirklich von der Strafe befreit worden? warum wird dann die „Tatsache“ im Konjunktiv erzählt? — Mit den geläufigen Regeln ist hier nichts zu machen.

Ich besitze noch die handschriftlichen Ergänzungen, die uns mein verstorbener Lehrer Karl Heraeus in Hamm zu der großen Grammatik von Ferdinand Schultz diktierte. Da heißt es zu *priusquam*: „Der Konjunktiv steht oft auch bei wirklich „erfolgten Tatsachen, weil in der Erzählung von den Römern „die Aufeinanderfolge als durcheinander bedingt und begründet „aufgefaßt zu werden pflegte“; und bei *cum*: „Der Konjunktiv „wird gesetzt, wenn ein innerer Zusammenhang der Begeben„heiten ausgedrückt werden soll, den der Lateiner oft auch da „erkennt, wo wir ihn nicht empfinden“. Damit ist einmal ausgesprochen, daß unser Sprachgefühl in diesem Punkte von dem

lateinischen abweicht, so daß wir erst versuchen müssen uns in die fremde Auffassungsweise hineinzudenken; zugleich aber ist angedeutet, daß es im Lateinischen selber keine scharfe Grenze gibt. Man kann, glaube ich, noch etwas weiter gehen als Heraeus tat. Bei vielen konjunktivischen Temporalsätzen, z. B. bei jenem von der Rückkehr des Agesilaus, war sich auch der Römer keines inneren Zusammenhanges mit der Handlung des regierenden Satzes bewußt; er setzte den Konjunktiv, weil ihm dieser aus zahlreichen gleichgeformten Sätzen mit kausaler oder konzessiver Färbung des Gedankens geläufig war. Der Konjunktiv in den Temporalsätzen der Erzählung ist also ein Erzeugnis der fortwuchernden Analogie, durch die er ja am letzten Ende auch in Sätze mit *postquam* und *ubi* einzudringen beginnt[44]. Wer das anerkennt, wird der Versuchung entrückt sein, die Schüler mit überspannten Regeln und Unterscheidungen zu quälen; und das ist, bei einem so ausgedehnten und wichtigen Kapitel, ein unverächtlicher Nutzen. Für die allgemeine Betrachtung aber ergibt sich von hier aus noch ein weiterer Gewinn.

5. Man muß sich vor der Meinung hüten, daß in einer lautlichen oder syntaktischen Form der reifen Sprache genau das noch wirklich ausgedrückt sei, was auf früheren Entwickelungstufen den Sinn und Inhalt dieser Form ausgemacht hatte. Der Typus οὐ μὴ παύσωμαι (oben S. 72) konnte erst gebildet werden, als der abwehrende oder warnende daß-Satz (μὴ παύσωμαι) so oft gesagt und verstanden worden war, daß er den abgekürzten Sinn einer positiven Befürchtung oder Vermutung angenommen hatte. In auffordernden Fragen heißt *quin* auch bei den klassischen Schriftstellern noch „warum nicht?“, aber neben den verneinten Ausdrücken des Hinderns ist es zu einer unterordnenden Konjunktion geworden und wird nun als solche empfunden. *Sin* ist aus **si ne* entstanden, hieß also früher „wo nicht“, und dies mag man gelegentlich auch in der Schule sagen; denn dadurch wird verständlich, was sonst als Willkür erscheint, daß das Wort nur im Gegensatz zu einer vorher-

gehenden Bedingung gebraucht werden darf. Der durch *sin* eingeleitete Satz war ursprünglich grammatisch selbständig und diente nur dazu, die mit „wo nicht" gegebene negative Fallsetzung erläuternd auszuführen; wie sich das an einzelnen Beispielen immer noch erkennen läßt. *Discede atque hunc mihi timorem eripe, si est verus, ne opprimar, sin falsus, ut tandem aliquando timere desinam,* sagt Cicero (in Catil. I 7, 18) und könnte ja meinen: „wenn sie richtig ist, damit ich nicht unterliege, wo nicht — d. h. sie ist falsch — damit ich endlich einmal aufhöre zu fürchten". Aber so meinte es Cicero nicht; *sin* war längst durch Gewöhnung mit der nachfolgenden positiven Fallsetzung in éinen Gedanken zusammengewachsen, also zur Konjunktion geworden. Schon Terenz konnte verbinden (Hec. 559): *sin est autem ut nolit.*

Der Lebende hat recht. Daran erinnert, zunächst mit Bezug auf den Formenbau, nachdrücklich v. d. Gabelentz[45]): „Man „bildet sich nur zu gern ein, man wisse, warum etwas jetzt „ist, wenn man weiß, wie es früher gewesen ist, und die ein„schlagenden Gesetze des Lautwandels kennt." Aber „nicht „Ei, Raupe und Puppe erklären den Flug des Schmetterlings, „sondern der Körper des Schmetterlings selbst. Nicht die frühe„ren Phasen einer Sprache erklären die lebendige Rede, son„dern die jeweilig im Geiste des Volkes lebende Sprache selbst." Natürlich erkennt v. d. Gabelentz an, daß auch bei der Darstellung einer einzelnen Sprache die Vorgeschichte, die stammverwandten Sprachen, die ganze genealogisch-historische Forschung zu Rate gezogen werden muß; aber man dürfe „nicht „vergessen, daß zuweilen das Sprachbewußtsein eines Volkes „alte Verbindungen löst, um neue anzuknüpfen, und daß diese „neuen Verbindungen fortan die allein rechtskräftigen, wirk„samen sind." Soweit es sich dabei auch um neugeschaffene oder veränderte Formen handelt, besteht gegenwärtig wohl keine Gefahr, daß der sekundäre Zusammenhang unbeachtet bleibe; die „fortwuchernde Analogie" ist zu einem Prinzip der Forschung erhoben worden, dessen Ergebnisse, wie wir ge-

sehen haben, auch für die Schule nutzbar zu werden anfangen. *Triumvir* ist aus dem partitiven Genetiv *trium virum* entstanden, gilt aber nun als richtiges Substantiv; desgleichen ist die Pluralform *sestertia* aus dem alten, nicht mehr verstandenen Genetiv *sestertium* erwachsen: in solchen Fällen ist das Bewußtsein der neuen Bildung und ihres lebendigen Rechtes stark genug, um durch Erinnerung an die ursprünglichen Formen und ihre Bedeutung nicht gestört zu werden. Die Schüler sind ja selbst, ohne es zu wissen, geschäftig ähnliche Umbildungen zu vollziehen; und ihr abscheuliches „wir haben in der Hellenika gelesen" mag immerhin einmal zu einer sprachgeschichtlichen Belehrung den Anlaß geben. Aber eben indem wir die Erinnerung an das Rechte und Eigentliche, wo sie noch nicht ganz erstorben ist, frisch zu beleben, überall den kritischen Sinn zu wecken und die Frage nach dem Woher und Warum aufzuwerfen bemüht sind, kann es leicht geschehen, daß wir über das Ziel hinausschießen. Wir suchen eine Form oder Ausdrucksweise historisch zu erklären, zeigen, was im Grunde darin steckt, und, ehe wir's uns versehen, sind wir dabei, zu verlangen daß eben dies beim Aussprechen der Form gedacht und als ihr Inhalt vorgestellt werde.

Ein paar syntaktische Beispiele (*sin, quin*) sind schon erwähnt worden. Noch einmal muß ich hier des Acc. c. inf. gedenken und die Warnung wiederholen, man möge ihn zu Anfang nicht historisch entwickeln sondern als fertige Satzform einführen. Wenn von vornherein gelehrt wird, die Auffassung des Akkusativs als Subjekt beruhe auf einer Verschiebung des ursprünglichen Sinnes, also auf einem Mißverständnis, so kommen die Jungen spät oder nie dazu, deutlich mit zu empfinden, was doch in dér lateinischen Sprache, die sie lernen sollen, das Lebende und Wirksame war, daß beim Infinitiv der normale Kasus als Subjekt wie als Prädikat der Akkusativ ist: *impune quae libet facere id est regem esse* (Sall. Iug. 31, 26). Aus der Formenlehre gehört hierher z. B. die Vermischung zweier Kasus in den Ortsangaben. *Humi, ruri, domi* sind alte Lokative; wer

aber in Ciceros Zeit *domi meae, domi militiaeque* sagte, war sich bewußt einen Genetiv zu gebrauchen: und danach ist dann eine Generation später auch *terrae procumbere, terrae celare* gemacht worden. Hier vollzieht sich noch vor unsern Augen einer jener Vorgänge, durch die in uralter Zeit aus ungleichartigen und zerstreuten Gruppen von Formen doch, durch innere Nötigung, ein geordnetes Ganzes geschaffen worden ist, das sich — trotz Morris (oben S. 67) — dem unbefangenen Betrachter als ein System darstellt. Daß die zusammengesetzten Tempora der modernen Sprachen im Griechischen und Lateinischen ihre Vorläufer haben, ist schon Sekundanern interessant, und ich selbst habe empfohlen[46]) sie darauf hinzuweisen; aber darüber darf kein Zweifel gelassen werden, daß *j'ai exploré* denn doch wieder etwas ganz andres ist als *habeo exploratum*, nämlich eine Form der Abwandlung des Verbums. Im Deutschen verlangt die offizielle Orthographie, daß *bleuen* und *bläuen* unterschieden werde wie engl. *to blow* und *to blue*, nur scheinbar mit Recht. Im Nibelungenliede heißt es zwar (837 Lm.): *ouch hât er sô zerblouwen dar umbe mînen lîp*; aber schon Klopstock, wo er unseren ehrlichen Beruf nicht eben schmeichelhaft bezeichnet, hat das alte Verbum vergessen und schreibt *äu:* „der Buchstabierer, welcher die Wichter *bläut.*" Vollends für das heutige Sprachgefühl besteht kein Zweifel, daß *zerbläuen* zu *blau* gehört. Danach müßte sich die „Rechtschreibung" richten.

6. Im Gebiete der Etymologie hat man besonders oft Gelegenheit den Fehler zu machen oder zu vermeiden, vor dem v. d. Gabelentz warnt. Unmöglich ist es für eine bestimmte Generation eines Volkes festzustellen, wieviel von dem Etymon, der eigentlichen Bedeutung eines jeden Wortes ihr noch im Bewußtsein war. Das sehen wir ja an uns selbst und unseren Zeitgenossen. Ausdrücke wie „sich spiegeln, Sinnbild, hervorragend, vorkommen, merkwürdig, entsprechen, begeistert, begreifen, Bildung, Mitleid, bedeutend" gebrauchen die meisten ohne alles Gefühl für ihren ursprünglichen Sinn; wo aber ein

Autor durch geschickte Fügung der Gedanken etwas von der alten Kraft noch zu wecken weiß, verstehen wir auch ihn und geben dankbar der belebenden Wirkung nach. Man braucht nur Goethe zu lesen, um schmerzlich zu erkennen, wie viel in einem Jahrhundert unsere Sprache an sinnlicher Frische verloren hat, zugleich aber sich zu freuen, daß die Empfänglichkeit für das Bessere noch nicht erstorben ist[47]). Indem wir diese in den Schülern zu stärken und auszubilden streben, können wir kaum zu viel des Guten tun. Denn der allgemeine Strom der Gedankenlosigkeit ist so mächtig, daß man schon kräftig dagegen anschwimmen muß, nur um nicht fortgerissen zu werden.

Anders bei einer fremden Sprache, wo wir nicht mitzuwirken haben, bloß aufzunehmen. Wenn es uns gelingt die einzelnen Wörter etymologisch zu verstehen, so wird uns dieses Verständnis auch bei der Lektüre eines zusammenhängenden Textes begleiten, und genau genommen stören; denn es ist sehr wahrscheinlich, daß wir nun mit manchen Worten eine Vorstellung verbinden, die dem Autor fremd oder doch während des Schreibens nicht gegenwärtig war[48]). So werden wir von dem, was er sagen wollte, kein ganz richtiges, sondern ein in altertümelndem Sinne retouchiertes Bild bekommen. Vollends die Gedanken der Schüler müssen, so scheint es, verwirrt werden, wenn wir sie zum Aufsuchen der Grundbedeutung, zum Zurückgehen auf den Ursprung der Wörter und Begriffe anleiten und dann doch verlangen, daß sie sich beim Lesen möglichst dasselbe denken sollen was der Schriftsteller gedacht hat.

In Wahrheit läßt sich gerade vom Unterricht her ein Mittel finden, um nicht nur praktisch auszukommen, sondern auch die theoretische Schwierigkeit einigermaßen zu bewältigen. Die Jungen stehen der fremden Sprache naiv gegenüber und sind sehr bereit eine griechische oder lateinische Vokabel einfach als Äquivalent der deutschen hinzunehmen; daß man auch fragen könne, warum *pater* und *mater*, *καιρός* und *ἡμέρα*, *ποιεῖν*

VI.

Zur Kasuslehre.

'Αλλὰ τὰ μὲν προτετύχθαι ἐάσομεν.

Von all den Gegenständen, die man unter dem Namen „Syntax" zusammenzufassen pflegt, ist die Kasuslehre derjenige, für den am ersten und am eifrigsten der Versuch einer wissenschaftlichen, also historischen Behandlung in der Schule gemacht worden ist. Und doch sind auf diesem Gebiete die gelehrten Untersuchungen selber im Grunde wenig fruchtbar und erfreulich, weil die Kasus schon in frühester Zeit starr geworden sind, während wir die Satzformen und mit ihnen die Gebrauchsweisen der Tempora und Modi noch sich entwickeln sehen. Die ältesten Sprachdenkmäler des Griechischen wie des Lateinischen zeigen das Kasussystem bereits im Verfall begriffen; aber Relativsätze, Bedingungsätze, Finalsätze entstehen bei Homer vor unsern Augen und nehmen auch im Lateinischen innerhalb der Zeit, die wir übersehen können, an Festigkeit und Feinheit zu. Sehr natürlich; die Unterscheidung und deshalb Ausbildung der Kasus war schon für den einfachen Satz notwendig, wogegen die der Tempora und Modi erst durch die Verbindung von Sätzen und Gedanken gefordert wurde. Untersuchungen über die Grundbedeutung der Kasus entbehren deshalb leicht ebensosehr des festen Haltes wie die über die Etymologie einer Partikel. Vor diesem Teile der historischen Syntax müßten junge Philologen geradezu gewarnt werden. Und nun dergleichen in der Schule!

1. Als Probe diene die Behandlung des Ablativs in der sonst vortrefflichen, freilich für unsere Zeit etwas hoch gegriffenen Lateinischen Schulgrammatik von Schmalz und Wagener (1891). Schmalz, der diesen Teil des Buches bearbeitet hat, unterscheidet im Ablativ drei ursprünglich verschiedene Kasus: 1. Instrumentalis (*a.* Sociativus, *b.* eigentlicher Instrumentalis), 2. eigentlicher Ablativ (Separativus), 3. Lokativ. Aus 1[a] ergeben sich: Ablativus causae, modi, comitativus (z. B. *omnibus copiis adversus hostes contendit)*, Ablativus respectus (sonst „limitationis" genannt), mensurae, pretii; aus 1[b]: Ablativus instrumenti, Abl. copiae et inopiae, Ablativ bei *utor fruor* u. ä. Auf 2 gehen zurück: Ablativus comparationis, der Ablativ bei „befreien, losmachen, entfernen, abhalten". 3 umfaßt die Ablative des Ortes und der Zeit. — Kein Wort sage ich zunächst über die wissenschaftliche Grundlage dieser Anordnung; sei sie sicher, unanfechtbar. Aber was soll ein Untertertianer damit anfangen? wie soll er die Fülle der Anwendungen unter 1[a] aus dem ihm völlig schattenhaften Sociativus ableiten? Daß dieser mit dem Instrumentalis verwandt ist, wollen wir ihm lieber nicht sagen; denn für sein Lernen kommt gerade viel darauf an, daß er die zwei Bedeutungen, die in dem deutschen „mit" stecken, scharf unterscheidet. Dagegen wird er gern mit dem Ablativ des Mittels den der Ursache zusammenfassen, der wirklich leicht in ihn übergeht; der Satz *Concordia parvae res crescunt* ist bei Goßrau dem ersteren, bei Zumpt dem anderen zugerechnet, beides verständlich. So gehört der Ablativus modi im Unterricht mit dem der Eigenschaft zusammen, der bei Schmalz mehrere Seiten später (§ 211), in ganz anderm Zusammenhang, unter den Prädikatsbestimmungen folgt, bei der Lehre vom Ablativ aber nirgends eingeordnet ist. Bekanntlich bringen die Schüler gern beide durcheinander. Schon aus diesem Fehler kann man sehen, daß sie in der Tat ähnlich sind; man tut also gut sie von vornherein zusammenzustellen. *Boi egregia virtute erant cogniti; Boi egregia virtute pugnaverunt*: hier mögen die Schüler selbst herausfinden, daß der eine Ablativ

(modi) eine Handlung, der andere (qualitatis) eine Person näher bestimmt, daß sie sich also zu einander verhalten wie das Adverb zum Adjektiv. Das ist ein Stückchen wissenschaftlicher Forschung in der Klasse, ganz mit eigenen Mitteln angestellt und geeignet die Jungen zu überzeugen, daß hier nicht ohne Not zwei Namen gegeben sind. Umgekehrt freute ich mich einmal von einem Quartaner zu hören, der Ablativ der Vergleichung sei doch eigentlich ein Ablativus instrumenti; denn nur dadurch, daß ein anderer, kleinerer da sei, werde einer zum größeren. Das war bei einem zehnjährigen Jungen ein ganz hübscher sprach-philosophischer Gedanke und — trotz des falschen Resultates — mehr wert, als wenn derselbe Schüler aus der Grammatik gelernt gehabt hätte, der Ablativus comparationis sei ein Spezialfall des Separativus.

„Trotz des falschen Resultates“ sagte ich, vielleicht mit Unrecht. Allerdings, ein Blick auf den entsprechenden Genetiv im Griechischen, oder auf die Umschreibung des Komparativs die das Hebräische kennt, läßt nicht zweifeln, daß die bei Schmalz gegebene Ableitung die historisch richtige ist. Aber der Lebende hat recht, sagen wir mit v. d. Gabelentz. Falls eine syntaktische Form von einer späteren Generation in anderem Zusammenhang angesehen und empfunden wurde, als in dem sie entstanden war, so gehört sie für die spätere Zeit eben in diesen neuen Zusammenhang. In einem einzelnen Punkte ist danach ja auch Schmalz verfahren, indem er den Ablativ bei den verbis copiae et inopiae als eine Einheit behandelt, während dem Ursprung nach beide verschieden sind, der eine dem Instrumentalis der andere dem Separativus zugehört. So hat es Delbrück in seiner für die drei Kasus grundlegenden Untersuchung einleuchtend dargestellt[49]; Schmalz, der ihm im übrigen folgt, ist hierin für die Praxis abgewichen, und mit Recht. Das Beispiel zeigt besonders deutlich, wie viel mehr ein lebendiges Nachempfinden des fremden Kasusgebrauches gefördert wird, wenn wir das Ähnliche zusammenfassen und auf gleiche Art verstehen, als wenn wir nach

erschlossenen Grundbedeutungen den Stoff zu ordnen suchen. Daß auch für die Wissenschaft psychologische Gruppierung eines lebenden Gebrauches nicht ohne Wert ist, wird neuerdings wieder mehr anerkannt, während die Zuversicht, mit der man früher eine historische Analyse der Kasusbedeutungen unternahm, doch merkbar nachgelassen hat[50]).

2. Unser Prinzip findet nützliche Anwendung bei dem sogenannten Accusativus graecus. So heißt er im Lateinischen, weil er den Bestand, den zuerst die Dichter des augusteischen Alters zeigen, durch griechischen Einfluß gewonnen hat; im Griechischen selbst aber ist er aus verschiedenen Quellen zusammengeflossen, die zu verfolgen und aufzudecken, wenn man Schülern den lateinischen Gebrauch erklären will, gewiß verfehlt wäre. Dagegen bietet sich vom Deutschen her dem Verständnis eine Stütze, worauf zuerst Ziemer in seiner Lateinischen Schulgrammatik (§ 172) hingewiesen hat. Wendungen wie „den Kopf unbedeckt, die Hände auf den Rücken gelegt“ oder, um literarische Beispiele zu bringen: „sie singt hinaus in die finstre Nacht, Das Auge vom Weinen getrübet“, Freiligraths: „Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft, So lagen sie bleich auf dem Rasen“ — dergleichen ist nicht so gemeint und wird auch nicht so aufgenommen, wie wir nach dem Muster der griechischen Schulgrammatik erklären müßten: „auf den Rücken gelegt in bezug auf die Hände, zerschossen in bezug auf die Brust“. Vielmehr erscheint dem unbefangenen Sinn der Akkusativ als richtiges Objekt, wie denn Goethe sogar „das den Grafen befallene Unglück“ wagte[51]). Aber kann denn ein solches Partizip in attributiver Stellung und vollends, wenn wir ans Lateinische denken, das Participium Perf. Pass. ein Objekt bei sich haben?

Zunächst ist zu erwidern, daß Formen wie *ictus flexus suspensus traiectus* eigentlich Verbaladjectiva sind und als solche ursprünglich ebenso gut aktivische wie passivische Bedeutung haben können, wovon in unserm zweiten Kapitel (S. 26) schon die Rede war. Weiter aber, daß verbale Nomina die Kraft des

Verbums, das in ihnen steckt, noch so weit lebendig in sich haben, um denselben Kasus wie jenes regieren zu können, ist auch nichts Unerhörtes. Der substantivierte Infinitiv im Griechischen und das lateinische Gerundium sind voll bestehende Beispiele; in älterer Zeit muß ein solcher Gebrauch viel ausgedehnter gewesen sein. Plautus sagt: *quid tibi nos tactiost?* Aulul. 423, *opulento homini servitus durast* Amph. 166; verwandte Erscheinungen aus der Sprache der alten Inder hat Delbrück zusammengestellt[52]. Erst allmählich vollzog sich eine Scheidung. In einigen der von Verbalstämmen gebildeten Nomina bekam die nominale Form so sehr das Übergewicht, daß der verbale Inhalt alle Kraft verlor: von diesen konnte ein zweites Nomen nur im Genetiv abhängen *(studet novis rebus,* aber *studium novarum rerum).* Andere waren zwar auch Nomina und wurden dekliniert, blieben aber immer noch dem Verbalsystem angegliedert und behielten Anteil an der ursprünglichen Konstruktionsweise: das sind die sogenannten Participia. Daß die Grenze zwischen beiden Gebieten nie völlig scharf gezogen worden ist, kann nicht wunder nehmen. Der Typus *amans patriae* zeigt ein Übergreifen der nominalen Herrschaft in der gereiften Sprache; aber auch die altertümliche Auffassung, als sei im Verbalnomen das Verbum noch lebendig, taucht immer von neuem auf, und das bei Schriftstellern ganz verschiedener Art. Äschylos sagt: ἀρωγὴ δ' οὔτις ἀλλήλοις παρῆν Pers. 414; Euripides: φοιτάσιν εἰς ὄρος Bacch. 165, βᾶτε συναοιδοὶ τὸν καλλίνικον ἀγῶνα[53] Herc. fur. 787; Sophokles: τῶν σῶν Ἡρακλεῖ δωρημάτων Trach. 668. Platon hat unmittelbar neben einander: Σωκράτης τά τε μετέωρα φροντιστὴς καὶ τὰ ὑπὸ γῆς ἅπαντα ἀνεζητηκώς (Apol. 18b). Livius erwähnt *pugnaces missili telo gentes* (XXII 37, 8), Tibull verbindet *concubitusque tuos furtim* (II 5, 53); Sallust fürchtet kein Mißverständnis, wenn er schreibt: *quod neque insidiae-consuli procedebant* (Catil. 32). Sogar bei Cicero findet sich (legg. I 15, 42): *iustitia est obtemperatio scriptis legibus institutisque populorum.*

Nach dieser Abschweifung erscheint der Gedanke hoffentlich

nicht mehr allzu kühn, daß in Verbaladjektiven eine transitive Kraft des Verbums, von dem sie abgeleitet sind, noch bis in die literarische Periode der griechischen oder lateinischen Sprache hinein habe wirksam sein können. Schon vor fünfundzwanzig Jahren habe ich diese Ansicht vertreten, als es sich um Composita wie φιλόξενος αἰολόπωλος *flexanimus versicolor* handelte[54]). Ich schlug vor, die Möglichkeit einer aktivischen Bedeutung des Verbaladjektivs zu benutzen und diese Wörter so zu erklären, daß der zweite Bestandteil im direkten Verhältnis des Objektes zum ersten stünde. Ein homerisches πόδας αἰόλος ἵππος (Τ 404) im Sinne von πόδας αἰόλλων bot sich als lebende Analogie zu jenen in der Zusammensetzung erstarrten Bildungen. Ein euripideïsches δράκοντα, ὅς σ' ἄπλατον ἀμφελικτὸς ἕλικ(α) ἐφρούρει (Herc. fur. 398) hat Wilamowitz treffend gedeutet: ἕλικα ist effiziertes Objekt zu ἀμφελικτός, „herumschlingend". Im ganzen läßt sich nicht behaupten, daß in dem Bestande des griechischen Akkusativs der Beziehung Beispiele gerade von dieser Art besonders häufig seien. Anders im Lateinischen, bei Vergil, Horaz und ihren Zeitgenossen. *Longam indutae vestem* Liv. XXVII 37, 12; *contectus umeros ferina pelle* Tac. Ann. II 13; *pictus acu chlamydem* Vergil Aen. IX 582; *coronatus nitentes capillos* Hor. Od. II 7, 7f; *comam religata* ebd. 11, 24; *raris iam sparsus tempora canis* Ovid Met. VIII 568; *oculos suffecti sanguine* Aen. II 210; *accensa coronam* Aen. VII 75; *Hannibal adversum femur tragula ictus* Liv. XXI 7, 10; *per pedes traiectus lora tumentes* Verg. Aen. II 273; *suspensi tabulam loculosque lacerto* Hor. Sat. I 6, 74; *diversum confusa genus panthera camelo* Epist. II 1, 195: man versuche nur, diese und die vielen ähnlichen Fälle nach dem Muster der vorher angeführten deutschen Wendungen aufzufassen, und man wird finden, wie viel unmittelbarer verständlich sie dadurch werden. Allerdings hat sich dieser Gebrauch auf römischem Boden nicht in gerader Linie und organisch entwickelt, sondern beruht auf Übertragung aus dem Griechischen; aber, da das Gefühl für die ursprüngliche Natur der Verbalnomina nie ganz er-

storben war, so ist auf dem äußeren Umwege doch zuletzt wieder etwas Lebendiges und innerlich Berechtigtes entstanden.

3. Einfacher liegen die Verhältnisse da, wo eine eigenartige Konstruktion unmittelbar aus der Grundbedeutung einer Flexionsform oder eines Wortes abgeleitet werden kann, z. B. bei dem berufenen *interest*. Die Schulgrammatiken wollen davon freilich nichts wissen; sie übersetzen — auch die besseren — „es ist daran gelegen, es ist von Wichtigkeit, es kommt darauf an", oder gar, wobei ein philologisches Gewissen sich aufbäumen müßte, „es liegt im Interesse jemandes". Unser „Interesse" soll man durch *interest* erklären, nicht umgekehrt den ursprünglichen Begriff durch den abgeleiteten. *Interest* heißt, was Lattmann wenigstens erwähnt, „es macht [in der Sache jemandes] einen Unterschied"; und daraus lassen sich alle damit verbundenen Bestimmungen nach Inhalt und Form ohne große Mühe herleiten. Nur soll man dieses ganze Kapitel nicht in Quarta oder Untertertia durchnehmen, wohin es in dem zufälligen Zusammenhang der Kasuslehre geraten ist, sondern später, wenn Infinitiv, daß-Sätze, indirekte Fragesätze gründlich bewältigt sind. Wem ist daran gelegen? zu welchem Zweck? wie viel ist daran gelegen? woran überhaupt? — so komplizierte Beziehungen eines und desselben Begriffes gewinnen erst für einen etwas reiferen Menschen Bedeutung. Ich bin, wie im dritten Kapitel ausgeführt, sehr dafür, die fremde Sprache auch als Mittel zum Ausdruck von Gedanken zu üben. Aber die Gedanken müssen vorhanden sein oder doch leicht geweckt werden können, das Bedürfnis nach einem treffenden Ausdruck muß von den Schülern selber empfunden werden; sonst tut man dem jugendlichen Geist Gewalt an und reizt ihn zu vorzeitiger Betätigung.

4. „Die Kinder müssen den Eltern gehorchen": das ist ein Gedanke, den jeder Quartaner versteht. Und er übersetzt ihn, wenn die Conjugatio periphrastica eingeübt ist, getrost: *Liberis parentibus oboediendum est.* Aber das geht nicht an, man könnte daraus ebensogut das Gegenteil entnehmen; es muß

gelingen die beiden Dative auseinanderzubringen. *Oboediendum est* ist eine Passivform; stünde *oboeditum est,* so wäre *a liberis* das Natürliche: also setzen wir es ausnahmsweise, um Zweideutigkeit zu vermeiden, auch hier. Dieser ganze Gedankengang liegt innerhalb des Gesichtskreises der Knaben; sie selber helfen für eine klare Vorstellung einen klaren Ausdruck finden und erfahren an einem wenn auch noch so bescheidenen Beispiel, wie auch in der Sprache der Geist es ist, der sich den Körper schafft.

Ein Austausch zwischen dem Dativ und dem Ablativ mit *a,* der in umgekehrter Richtung stattzufinden scheint, macht den Sekundanern zu schaffen, wenn sie bei Vergil von Kassandra lesen (II 247) *dei iussu non umquam credita Teucris,* oder von Aeneas (I 439f.) *infert se saeptus nebula . . . neque cernitur ulli.* Und ganz entsprechend im Griechischen (γ 90) ἐπ' ἠπείρου δάμη ἀνδράσι δυσμενέεσσιν, bei Herodot (VI 123) ὥς μοι πρότερον δεδήλωται. Hier ist es eine leidige Gewohnheit zu sagen, der Dativ stehe „statt *a* mit Ablativ“ oder „statt ὑπό“, als ob so beliebig eins für das andre gesetzt werden könnte. Man muß das Verständnis durch eine Übersetzung zu vermitteln suchen, die ebenfalls den Dativ oder einen gleichwertigen präpositionalen Ausdruck enthält: „er wird niemandem sichtbar, er unterlag den Feinden, es ist für mich klar gestellt“, wie wir auch sagen: „das ist für mich erledigt, abgetan, beschlossene Sache“. Wenn der Schwabenspiegel von *gelouphaften liuten* redet, so können wir wohl sagen: „Kassandra erschien den Teukrern nicht glaubhaft.“ Das „erschien“ liegt im Dativ, der ja die Bedeutung „in den Augen jemandes“ ebenso leicht annimmt wie die gröbere „im Interesse“. Μαρδονίῳ μεμισθωμένος (Hdt. IX 38) ist der „für Mardonios durch Lohn Gewonnene“; aber die gewährenden Worte des Königs Euander (Aen. VIII 169): *quam petitis, iunctast mihi foedere dextra,* wollen sagen: „für mich [wie ich die Sache ansehe] ist der erbetene Vertrag [bereits] geschlossen“. So vereinigt auch unser „für“ die beiden Funktionen und wird in der Regel benutzt werden

können, um den Schülern begreiflich zu machen, wie auch andere Passivformen, als das Participium oder Verbaladjektiv das die Notwendigkeit ausdrückt, vor allen auch das Perfectum, mit dem Dativ verbunden werden können.

Darauf läßt sich nun schon frühzeitig hinarbeiten, wenn bei der ersten Durchnahme des Gerundivums mit *esse* auf wörtliche Übersetzung gehalten wird: nicht *mihi pugnandum est* „ich muß kämpfen“, sondern *epistula mihi scribenda est* „der Brief ist für mich ein zu schreibender“. Fängt man die Einübung mit intransitiven Verben und dem deutschen Ausdruck „müssen“ an, so hat man nachher die größte Mühe Verkehrtheiten wie *epistulam scribendum est* auszurotten, die bekanntlich auch den ältesten Schülern immer einmal wieder einfallen. Im Grunde haben sie gar nicht unrecht: wenn *iuvandum est* so viel ist wie „man muß helfen“, so ist nichts natürlicher als ein Objekt dazu, *amicos*; heißt es doch im Griechischen regelrechter Weise τοὺς φίλους εὐεργετητέον. Auch im Lateinischen gab es eine Zeit, wo man *agitandumst vigilias* sagte (Plaut. Trin. 869); und noch Lukrez schrieb (I 111): *Aeternas quoniam poenas in morte timendumst.* Aber die klassische Sprache hält wieder daran fest, daß das Gerundivum passivischen Sinn hat. Sie ist also zum Ursprünglichen und Eigentlichen zurückgekehrt — ein schönes Beispiel von Selbstzucht und zugleich eine Erinnerung daran, wie sehr solche Sprache berufen ist andere zu erziehen.

VII.

Tempora.

Die größten Schwierigkeiten liegen da,
wo wir sie nicht suchen.

Goethe.

In einem früheren Kapitel (IV 1) war davon die Rede, wie scharf die lateinische Sprache das Verhältnis der Vorzeitigkeit einer Handlung zu einer andern ausdrückt. Wenn diese Genauigkeit unseren Schülern zunächst fremd ist, so gelingt es doch ohne zu große Mühe sie ihnen zur Gewohnheit zu machen; denn es handelt sich dabei um den Gebrauch zweier Zeitformen, die wir im Deutschen zwar weniger oft anwenden, aber doch selber haben und verstehen.

Beide, Plusquamperfekt und Futurum exactum, enthalten ihrer Natur nach immer eine relative Zeitbestimmung. Julius Lattmann vertritt zwar die Ansicht, auch diese Tempora könnten absolut, d. h. ohne Beziehung auf eine andere vergangene oder zukünftige Handlung gebraucht werden, und sein Sohn Hermann hat diese Theorie in einem besonderen Buche[55]) entwickelt und verteidigt; aber die Ausführungen darin vermögen nicht zu überzeugen. Wenn Cicero schreibt (ad. fam. X 13): *qui Antonium oppresserit, is bellum confecerit,* so steht *confecerit* scheinbar ja als einfaches Futur; aber zu Grunde liegt doch, wie bei dem homerischen τετελεσμένον ἔσται, die Vorstellung eines noch ferneren künftigen Zeitpunktes, von dem aus man auf die Tatsache als eine bereits vergangene zurücksieht: „er wird sagen können, er habe den Krieg beendet“. So ist in dem bekannten

Satze der Officien (I 81): *ingenii magni est praecipere cogitatione futura nec committere, ut aliquando dicendum sit 'non putaram'*, die Zeitstufe, der das *non putare* vorausliegt, zwar nicht ausgedrückt; gemeint aber ist sie mit aller Deutlichkeit. Ist doch der Sinn: „ich hatte vor der Zeit, an die ich jetzt zurückdenke, nicht geglaubt, daß es so kommen werde, wie es nachher gekommen ist". — Wir bleiben also bei der seinerzeit von Haase gegebenen Lehre, die neuerdings mehr und mehr auch allgemeine Anerkennung zu finden scheint[56]), daß Plusquamperfekt und zweites Futurum an sich und immer relative Tempora sind.

Neben diesen beiden hat Haase auch dem präsentischen Perfectum seinen richtigen Platz angewiesen: es drückt die Vorzeitigkeit zur Gegenwart aus. Auch hier ist das Deutsche weniger scharf. „Wenn der Wind umschlägt, leiden wir Schiffbruch", so kann man sagen; bei Cicero (off. II 6, 19) heißt es und mußte es heißen: *cum reflavit, affligimur.* Schwerer als diese Abstufung, die der für Vergangenheit und Zukunft genau entspricht, begreifen die Schüler den Unterschied der beiden Arten des Perfectums; denn diese fallen der Form nach im Lateinischen zusammen, nur an der Zeitfolge in den abhängigen Sätzen erkennt man ihre verschiedene Natur. Immerhin bietet hier der deutsche Sprachgebrauch eine gewisse Grundlage für das Verständnis; „er hat gesagt" und „er sagte" stehen ebenso zueinander wie Perfectum praesens und Perfectum historicum. Und es ist jedenfalls leichter eine Verschiedenheit, die uns geläufig ist, auswärts, wo sie versteckt liegt, wiederzuerkennen, als umgekehrt eine Scheidung uns anzueignen, die in der fremden Sprache wichtig ist während der unseren das Gefühl dafür fehlt. Denn hier müssen wir das Organ zu richtigem Nachempfinden erst durch Studium in uns ausbilden.

In dieser Lage sind wir mit unserm Präteritum, das die Funktionen des Imperfekts und des historischen Perfekts der Römer vereinigt. Dies ist denn auch der wundeste Punkt in der ganzen Tempuslehre. Die Schulgrammatiken sagen, das Imperfectum drücke die Dauer in der Vergangenheit aus; so

z. B. auch Schmalz (§ 239): „Das Imperfekt bezeichnet das in „der Vergangenheit dauernde oder wiederholte Geschehen oder „einen Zustand in der Vergangenheit". Aber das ist falsch; es deutet nur an, daß etwas in dem Augenblicke dauerte wo etwas anderes geschah. Das Wesentliche in seiner Bedeutung ist also nicht die Dauer, die ganz gering sein kann, sondern die Gleichzeitigkeit in der Vergangenheit. Jeder würde sagen: *Democritus plus centum annos vixit,* aber: *Epaminondas moribundus iacebat, cum renuntiatum est vicisse Boeotios.* Lehrreich ist ein Beispiel aus Cäsar, das Haase anführt, bell. Gall. I 48: *Ex eo die dies continuos quinque Caesar pro castris suas copias produxit et aciem instructam habuit. — — Ariovistus his omnibus diebus exercitum castris continuit, equestri proelio cotidie contendit. Genus hoc erat pugnae, quo se Germani exercuerant* — und nun folgt die Beschreibung der Kampfesweise in lauter Imperfekten, nachdem vorher ein fünfmal wiederholter Vorgang im Perfekt ausgedrückt worden ist, „weil der Inhalt der fünf „Tage in eine Summe gefaßt und als éin Ereignis erzählt wird". Also auch die „wiederholte Handlung" hat mit dem Imperfekt nichts zu schaffen; dieses stellt sich erst da ein, wo der Autor auf der Zeitstufe einer von ihm erzählten Tatsache verweilt und den Zustand — in diesem Fall den Gebrauch — beschreibt, der damals bestand. Sehr oft ist die Reihenfolge umgekehrt, so daß im Imperfectum die Situation zuvor geschildert wird, in die ein Ereignis eintritt. So in dem ersten der Beispiele, die in der Grammatik von Lattmann und Müller dazu dienen sollen, einen „selbständigen" Gebrauch des Imperfekts glaublich zu machen: *Principio rerum gentium nationumque imperium penes reges erat. Leges nullae erant; arbitria principum pro legibus erant. Primus omnium Ninus intulit bella finitimis.* Auch hier ist der Punkt innerhalb der Vergangenheit, auf den sich die Beschreibung bezieht, ausdrücklich bezeichnet: *Ninus intulit bella.* Nicht selten kommt es vor, daß er dem Redenden zwar deutlich vor der Seele steht, aber nicht ausgesprochen wird, wie in der bekannten Form der Künstlerinschriften: ἐποίει,

faciebat, die Haase fein zu deuten weiß: „die Bescheidenheit „eines Künstlers drückt damit aus, daß er nur bemüht war, nur „einen Versuch machte sein Werk zu schaffen, damals, als es „geschaffen wurde“.

Alle diese Beobachtungen und Erwägungen über Imperfekt und historisches Perfekt fassen sich für die Schüler in zwei kurze Regeln zusammen:

1. Das Perfectum historicum dient zur Bezeichnung einer vergangenen Handlung, gleichviel ob von kurzer oder langer Dauer, wenn dieselbe entweder für sich allein steht, so daß sie nicht mit einer andern der Zeit nach verglichen werden kann, oder im Zusammenhange der Erzählung einen Fortschritt bildet.

2. Das Imperfectum drückt das Verhältnis der Geichzeitigkeit in der Vergangenheit aus. Es wird doppelt angewendet: a) vorbereitend, um die Situation zu beschreiben, welche bestand als ein Ereignis eintrat; b) ausführend, um die Umstände zu beschreiben, welche ein Ereignis begleiteten. — Das Ereignis selber steht im Perfekt; es kann vorkommen, daß es nicht genannt ist, sondern aus dem Zusammenhang ergänzt werden muß.

Daß die Bedeutung der Gleichzeitigkeit dem Imperfekt nicht vom Ursprung her eigen war, sondern sich erst auf italischem Boden im Zusammenhang der Rede entwickelt hat, haben Delbrück und neuerdings Blase mit Recht betont; für die Darstellung des lateinischen Tempusgebrauches aber lassen beide den Begriff der Gleichzeitigkeit als grundlegend gelten[57]). Entschiedenen Widerspruch erhebt Rudolf Methner und verweist, um ihn zu begründen, auf den Satz: *Qua nocte natus est Alexander, eadem Dianae Ephesiae templum deflagravit.* Aber abgesehen davon, daß zwei Vorgänge, die sich in derselben Nacht abspielen, nicht im strengen Sinne gleichzeitig zu sein brauchen, so liegt hier dieselbe Erscheinung vor, die uns noch (in Kap. IX) bei *postquam* beschäftigen wird: daß zwischen zwei selbständigen Handlungen, die nebeneinander

gestellt sind, das zeitliche Verhältnis durch eine adverbielle Bestimmung klar bezeichnet ist und eben deshalb in der Verbalform nicht noch einmal angedeutet wird[58]).

Wie sich die drei Tempora der Vergangenheit gegeneinander abstufen, tritt wieder am deutlichsten hervor, wenn man sie in kurzen, gleichartigen Sätzen vergleicht:

oportebat „man hätte . . . müssen, und man muß noch";
oportuit „man hätte . . . müssen, aber jetzt ist es zu spät";
oportuerat „man hätte . . . müssen, aber es war damals schon zu spät".

So haben wir es als Schüler aus der vortrefflichen „Lateinischen Sprachlehre" von Ferdinand Schultz gelernt. Man sieht sofort, daß das Plusquamperfekt eine besondere Stufe hinzubringt, und zwar eben die, welche seiner Grundbedeutung entspricht. Folglich ist es nicht nötig das Tempus in *aequum fuerat, debuerat, potueram* durch Annahme einer „verschobenen Bedeutung" zu erklären[59]).

Während das Lateinische in der Abstufung der Zeiten genauer ist als unsere Muttersprache, weicht das Griechische nach der entgegengesetzten Seite von ihr ab. Das zeigt sich schon äußerlich in der Behandlung des Plusquamperfekts, das überhaupt selten und, wo es vorkommt, kein erzählendes Tempus ist. Der Grieche empfand gar nicht das Bedürfnis die Vorzeitigkeit einer Handlung zu einer anderen vergangenen Handlung zu bezeichnen; er betrachtete auch die Nebenhandlung für sich allein und beschrieb sie ihrer Art nach, indem er zwischen Imperfekt und Aorist wählte. Wenn Thukydides schreibt (II 23): οἱ Ἀθηναῖοι ἀπέστειλαν τὰς ἑκατὸν ναῦς ἅσπερ παρεσκευάζοντο, so übersetzen wir „die sie ausgerüstet hatten"; mit Recht, nur dürfen wir nicht vergessen, daß wir damit ein Gedankenelement hereinbringen, das dem Bewußtsein des griechischen Autors so gut als Lesers fremd war. Ebenso beim Aorist. „Apollon schickte dem Griechenheere die Pest, weil Agamemnon seinen Priester mißachtet hatte; der war nämlich ins Lager gekommen u. s. w.": so steigen wir stufenweise

rückwärts in die Vergangenheit. Der Grieche stellt die drei Handlungen neben einander, ohne auf ihre zeitlichen Beziehungen zu achten: νοῦσον ἀνὰ στρατὸν ὦρσε — —, οὕνεκα τὸν Χρύσην ἠτίμασεν ἀρητῆρα Ἀτρεΐδης· ὁ γὰρ ἦλθε θοὰς ἐπὶ νῆας. Ich habe früher diesen Tempusgebrauch unter den Eigentümlichkeiten der homerischen Rede- und Denkweise verwerten wollen; mit Unrecht. Es ist auch später nicht wesentlich anders.

Für ein Verständnis der Eigenart griechischer Zeitgebung ist in den letzten zehn Jahren Wertvolles geleistet worden. Carl Mutzbauers Buch über „die Grundlagen der griechischen Tempuslehre“ führte in seinen abhandelnden Teilen den Hauptgedanken durch: „daß gerade die Vorstellungen, welche den „lateinischen Tempusgebrauch beherrschen, die Gleichzeitigkeit „und Vorzeitigkeit, in der griechischen Sprache einen formalen „Ausdruck überhaupt nicht gefunden haben“, daß hier vielmehr das, was über die Wahl des Tempus entscheidet, die „Art der Handlung“ ist. Schärfer herausgearbeitet und von manchem Störenden befreit wurde diese Erkenntnis von Hans Meltzer in einer Rezension von Kaegi's Grammatik[60]). Er sagt ganz richtig, nur der könne die griechische Zeitgebung einigermaßen nachfühlen, dem es gelinge, sich aus der des Lateinischen und Deutschen herauszudenken und in eine Denkart hineinzuversetzen, für welche Zeitstufe und noch mehr Zeitrelation nebensächlich seien. Endlich hat Gustav Herbig die ganze Frage in großem Zusammenhang erörtert in seiner Abhandlung „Aktionsart und Zeitstufe“, die aus reichem Stoff eine Fülle von Gedanken und neuen Anschauungen entwickelt.[61]) Er kommt zu dem Schlusse, daß in allen indogermanischen Sprachen die Bezeichnung der Aktionsart das Ursprüngliche, die Unterscheidung von Zeitstufen etwas nachträglich Aufgekommenes sei; der eigentümlich reiche Bau des griechischen Verbums beruhe auf der Treue, womit primitive Vorstellungsweisen lebendig erhalten und in ein jüngeres, bequemeres System, das der Abstufung, eingefügt wurden. Ob diese chronologische Anordnung ganz das Rechte trifft, bleibe dahingestellt. Sie

führt den scharfsinnigen Forscher u. a. zu dem Versuche, zu zeigen, daß im Griechischen auch der Indikativ des Aoristes noch bei Homer und bis tief in die historische Zeit hinein vielfach, nämlich in Gleichnissen und Sentenzen, zeitstufenlos gebraucht werde. Davon soll nachher noch die Rede sein. Doch auch wer hierin widerspricht, muß das feinere Verständnis für die Bedeutung des Aoriststammes, das auf diesem Wege gewonnen wird, freudig anerkennen. Und der Erfolg jedenfalls ist für Herbigs entschlossenes Vorgehen zu wünschen und doch auch zu hoffen, daß nunmehr der Irrtum überwunden werde, als gebe es außerhalb des Indikativs Formen vom Aoriststamme, die eine Zeitstufe ausdrücken.

Im Unterricht wird in der Regel darauf gehalten, daß ein aoristisches Partizip mit „nachdem" aufgelöst und so angesehen werde, als enthalte es etwas im Vergleich zur Haupthandlung Früheres. Sätze wie dieser (Hdt. VII 3): χρησαμένου Ξέρξεω τῇ Δημαρήτου ὑποθήκῃ γνοὺς ὁ Δαρεῖος, ὡς λέγοι δίκαια, βασιλέα μιν ἀπέδεξε, die sich doch in Menge finden, zeigen in der Tat eine zeitliche Abstufung. Und wenn Homer erzählt (ε 148) ὣς ἄρα φωνήσας ἀπέβη oder (ι 385 f.) ἔνερθεν ὑποσσείουσιν ἱμάντι ἁψάμενοι ἑκάτερθε, so ist klar, daß Hermes erst weggeht, nachdem er zu Ende gesprochen hat, und daß die Gehilfen, ehe sie den Bohrer in Bewegung setzen, fest angefaßt haben. Diese Betrachtungsweise ist für Anfänger, also in Tertia und Untersekunda, ganz berechtigt; sie bedürfen ihrer, um in jedem einzelnen Falle die sachlichen Verhältnisse scharf zu erfassen, und würden die richtigere Erklärung gar nicht verstehen, weil ihnen jeder Anhalt dafür fehlt. Allmählich aber kommen Beispiele vor, die zur Besinnung nötigen. Aus νεῦσ' ἐπὶ οἷ καλέσας (ρ 330) machen wir, um es recht natürlich zu verstehen: „er rief durch einen Wink zu sich"; kein Gedanke daran, daß er erst gerufen und dann gewinkt hätte. Und wenn es kurz vorher (304 f.) heißt: νόσφιν ἰδὼν ἀπομόρξατο δάκρυ ῥεῖα λαθὼν Εὔμαιον, so enthält hier das Partizip des Aoristes vollends etwas, das der Haupthandlung nachfolgt. Wir übersetzen wohl:

„so daß er unbemerkt blieb“; aber wir bleiben uns bewußt, daß wir dies nur deshalb tun, weil wir eben den fremden Gedanken den Anschauungsformen unserer Sprache anpassen müssen. Eben dieses Bewußtsein darf uns auch da nicht verlassen, wo die im Partizip enthaltene Handlung zu der des regierenden Verbums vorzeitig ist wie in den zuerst angeführten Beispielen: die zeitliche Stufenfolge ist in der Sache gegeben, und wir können vom Deutschen aus solchen Satz überhaupt nicht klar auffassen, ohne auf sie zu achten und sie zu bezeichnen; im Griechischen blieb sie unbeachtet und unbezeichnet. Das muß ein reiferer Schüler einsehen können. Ja, wenn er erst einmal in ein paar selbsterlebten Fällen gesehen hat, wie das Schema der Vorzeitigkeit zu Schanden wird, so empfindet er die neue Lehre nicht als eine Spitzfindigkeit, die man ihm zumutet, sondern als Lösung eines Widerspruches, der ihm zu schaffen machte. Schon in Obersekunda kann man die Umdeutung versuchen, vollends in Prima, wenn die Beispiele sich mehren. Ὁ δὲ χασσάμενος πελεμίχθη (Δ 535 u. ö.) erinnert an ἀπομόρξατο λαθών; auch Stellen wie πτολέμοιο πεῖραρ ἐπαλλάξαντες ἐπ' ἀμφοτέροισι τάνυσσαν N 358 f., ἔστη παπτήνασ' ἐπὶ τείχεϊ X 463 sind unzweideutig[62]). Nach und nach gelingt es, sich von dem Banne der gewohnten Anschauung frei zu machen und zu erkennen, wie die deutsche Sprache auf diesem Gebiete zugleich reicher und ärmer ist als die griechische: reicher in der Unterscheidung von Stufen in dem Geschehenen, und darum fürs Erzählen besser ausgerüstet; aber weniger scharf im Auffassen und Bezeichnen der Art, wie etwas geschieht.

Dies zeigt sich wieder in einigen Fällen, die man, weil sie vom Deutschen aus unmittelbar nicht begriffen wurden, durch ein äußerliches Mittel, Angleichung der Tempora, hat erklären wollen. Wilamowitz (zum Herakl. 531 f.) gibt das epikureische λάθε βιώσας als Muster; aber da liegt der Grund des Aoristes tiefer. Für den Philosophen ist im großen Zusammenhang der Natur das Leben des einzelnen Menschen wie ein Punkt, der unbeachtet bleiben soll. Auch λάνθανε βιῶν

wäre möglich, doch ein ganz anderer Gedanke: eine Aufforderung zu fortgesetztem Verzichten auf äußeren Erfolg. — Ein geläufiges Beispiel in unsern Grammatiken ist der Satz aus dem Phädon (60 c): εὖ ἐποίησας ἀναμνήσας με. Auch hier könnte ein in lateinisch-deutschen Zeitbegriffen befangener Sinn Anstoß nehmen. Auseinandergelegt würde der Satz heißen: ἀνέμνησάς με, εὖ ἐποίησας. Und das zieht der Grieche zusammen, ohne auf den Gedanken zu kommen, daß der grammatisch untergeordnete Gedanke sich nun auch in seinem zeitlichen Charakter nach dem regierenden zu richten hätte. Das ἀναμνῆσαι ist freilich gleichzeitig zum εὖ ποιῆσαι; aber danach wird nicht gefragt. Für sich selber war es etwas auf einmal Eintretendes, und das findet im Aorist seinen Ausdruck.

Daß der Aoriststamm das Eintreten einer Handlung oder eines Zustandes, der präsentische die dauernde, noch im Gange begriffene, noch nicht abgeschlossene Handlung bezeichne: mit dieser Erklärung kommt man langezeit aus; nachher bedarf doch auch sie der Ergänzung. Ἔσχον „ich bekam“, ἠράσθην „gewann lieb“, ἦρξα „kam zur Herrschaft“ sind geläufige Typen; daß und wie μὴ θαύμαζε etwas anderes ist als μὴ θαυμάσῃς, vermag, wer nur wenig Griechisch gelesen hat, bald nachzufühlen. Aber in Sätzen wie Anab. I 1, 8 ἠξίου δοθῆναί οἱ ταύτας τὰς πόλεις μᾶλλον ἢ Τισσαφέρνην ἄρχειν αὐτῶν ist nicht so sehr die eintretende Handlung gemeint als die schnell sich vollziehende im Gegensatz zur dauernden[63]). Noch mehr entfernen wir uns von jener scheinbaren Grundbedeutung in dem bekannten Musterbeispiel Anab. III 3, 5: διέφθειρον προσιόντες τοὺς στρατιώτας καὶ ἕνα γε λοχαγὸν διέφθειραν; denn hier gibt die Aoristform geradezu den Abschluß der Handlung an, ähnlich wie bei Herodot VII 175 ἐβουλεύσαντο μὴ παριέναι τὸν βάρβαρον nach voraufgegangenem ἐβουλεύοντο πῇ στήσονται τὸν πόλεμον. Auf einer höheren Stufe des Unterrichtes, am natürlichsten in Obersekunda, wird der Lehrer Fälle dieser Art zusammenstellen, das Bedürfnis nach einer innerlichen Verbindung wecken, und wird diese dann doch

wohl selbst geben müssen: der Aorist markiert ein Zustandebringen oder Zustandekommen, was an sich ebensowohl von dem ersten Einsetzen wie von der erfolgreichen Beendigung einer Tätigkeit gesagt werden kann. Von dieser Grundlage aus erklären sich denn auch Verbindungen von der Form ἐβασίλευσε τριάκοντα ἔτη ohne Mühe.

Wie für den Aorist die „perfektive" Bedeutung so ist für den Präsensstamm die imperfektive charakteristisch, wo denn diesmal ein überlieferter Name zu verdienten Ehren kommt. Wenn man dort Mühe hat die Schüler davon abzubringen, daß Infinitiv und Partizip Formen eines Präteritums seien, so muß man sie hier erst daran gewöhnen, daß beide nicht auf die Zeitstufe der Gegenwart beschränkt sind, sondern sehr wohl auch, wie der augmentierte Indikativ, sich auf etwas Vergangenes beziehen können. Wenn Sokrates bei Xenophon (Mem. II 6, 31) sagt: πέπεισμαι ἀπὸ τῆς Σκύλλης διὰ τοῦτο φεύγειν τοὺς ἀνθρώπους, ὅτι τὰς χεῖρας αὐτοῖς προσέφερε, oder wenn Herodot schreibt: ἐξήλασε τὸν Ὀνομάκριτον ὁ Ἵππαρχος, πρότερον χρεώμενος τὰ μάλιστα, so weisen das benachbarte προσέφερε, das beigefügte πρότερον deutlich in die Vergangenheit. Aber solche Hilfen gibt es nicht immer. Auch ein παρὼν ἐρῶ (Antig. 1192 „da ich dabei war") oder bei Homer ἀλλοῖόν τινα φασὶ βίην Ἡρακληείην εἶναι (E 638 f.) wurden von den Griechen verstanden und sollen von uns verstanden werden[64]. Dazu ist aber nötig, daß wir uns von der Vorstellung frei machen, als sei in den Modis des Präsensstammes etwas von Gegenwart ausgedrückt, als stünden sie zu dem einen der beiden Indikative, die von diesem Stamme gebildet sind, in näherer Beziehung als zu dem anderen.

So dankbar ich für all diese Verhältnisse die Belehrung annehme, die Herbigs schöner Aufsatz über „Aktionsart und Zeitstufe" gibt, so wenig vermag ich ihm zu folgen, wenn er



nun auch beim Indikativ des Aoristes den Begriff der Vergangenheit nicht nur überhaupt für etwas nachträglich Hinzugekommenes erklärt, sondern auch, woran schon erinnert wurde, breite Spuren seines Fehlens noch in dem uns bekannten Bestande der Sprache zu erkennen meint: im gnomischen Aorist. Er verletzt hier, wie mir scheint, einen Grundsatz, den er sonst durchweg befolgt und zum Schluß auch treffend formuliert hat: „daß die Sprachen, deren lebendigen Odem wir „noch fühlen, uns die besten Waffen in die Hand geben zur „wissenschaftlichen Eroberung eines Gebietes, das an der „Schwelle oder jenseits aller Erfahrung liegt“. Er verletzt diesen Grundsatz, indem er beim Eintritt in die Untersuchung alle die Beispiele des gnomischen Aoristes als „historische“, als „präteritale Erfahrungsaoriste“ ausscheidet (S. 250), die vom Deutschen aus nachempfunden werden könnten. Gerade von ihnen müßte die Erklärung ausgehen[65]).

„Ich bin jung gewesen und alt geworden und habe noch „nie gesehen den Gerechten verlassen oder seinen Samen nach „Brot gehen“: in diesen Worten ist eine persönliche Lebenserfahrung des Psalmdichters (37, 25) zusammengefaßt. Er könnte einen Schritt weiter gehen und sagen: „der Gerechte ist nie verlassen und sein Same braucht nicht nach Brot zu gehen“; aber diesen Schluß zu ziehen überläßt er dem Hörer, er selbst gibt nur das tatsächliche Material. Ebenso Schiller in den Worten des ägyptischen Königs an Polykrates oder, ohne ein regierendes Verbum des Erfahrens, in der Braut von Messina: „Noch keiner entrann dem verhängten Geschick“. Das ist genau so gedacht wie bei Homer (α 216) οὐ γάρ πώ τις ἑὸν γόνον αὐτὸς ἀνέγνω, wo man deshalb das Recht hat ganz wörtlich zu übersetzen. Auch positive Gedanken kennen wir im Präteritum. Ohne erkennbare Verschiedenheit der Denkform stehen nebeneinander die Sprichwörter: „Hoffen und Harren macht manchen zum Narren“, aber „Mit Harren und Hoffen hat's mancher getroffen“. Und Lessing läßt Nathan sagen (Π 7): „Der Blick des Forschers fand nicht selten mehr,

als er zu finden wünschte“. Von dieser Art ist das homerische καί τε πολέας ἐσάωσε [der, dem Zeus Verstand verleiht], μάλιστα δὲ καὐτὸς ἀνέγνω (N 734). Wenn man in den Lehrbüchern der griechischen Grammatik nachsieht, wie viele von den nicht negativen Beispielen des gnomischen Aoristes ein πολλάκις oder ἤδη oder οἱ πλεῖστοι enthalten, so wird man finden, daß es geradezu die Mehrzahl ist; und alle diese gestatten eine getreue Nachbildung im Deutschen ebenso gut wie die verneinten. Umgekehrt ist es auch im Griechischen nichts Ungewöhnliches, daß der fertige Schluß ausgesprochen wird anstatt der Erfahrungen, aus denen er gezogen werden kann. Κιχάνει τοι βραδὺς ὠκύν, lautet ein Sprichwort bei Homer (ϑ 329); und das ist ebenso gutes Griechisch wie des Theognis: καὶ βραδὺς εὔβουλος εἷλεν ταχὺν ἄνδρα διώκων (auch 329).

In diesem letzten Beispiel fehlt nun allerdings ein Zusatz wie „oft“ oder „manchmal“; man mag καί als „auch schon“ verstehen. Und damit ist wieder eine Gruppe von Fällen umgrenzt, die sich nachfühlen lassen: Ξυνὸς Ἐνυάλιος, καί τε κτενέοντα κατέκτα (Σ 309), καί τε χαλιφρονέοντα σαοφροσύνης ἐπέβησαν (ψ 13). Ähnlich mit περ, das dann natürlich nicht den Satz einleitet, sondern dem betonten Wort hihzugefügt ist: ὅς τ' ἐφέηκε πολύφρονά περ χαλεπῆναι (Σ 108) oder μάλ' ἀεῖσαι (ξ 464), ἥ τ' ἔκλεψε νόον πύκα περ φρονεόντων (Ξ 217). Man muß zugeben, daß dergleichen Sätze für deutsches Mitdenken etwas unbequemer sind als jene mit καί; noch mehr solche, in denen ein Wörtchen dieser Art überhaupt fehlt: ῥεχθὲν δέ τε νήπιος ἔγνω (Υ 198), κάτϑαν' ὁμῶς ὅ τ' ἀεργὸς ἀνὴρ ὅ τε πολλὰ ἐοργώς (I 320), obwohl man hier in dem „gleichermaßen“ eine Hindeutung auf gemachte Erfahrungen finden könnte. Jedenfalls scheint mir diese Auffassung leichter und natürlicher als die Annahme einer schnell eingetretenen Wirkung, die der Aorist ausdrücke.

Delbrück ist es, der diese Erklärung gibt, dabei aber auch seinerseits für den gnomischen Aorist entschieden präteritalen Sinn in Anspruch nimmt; nur setzt er dieses Element an

einer anderen Stelle ein: nicht der ganze Gedanke werde durch den Aorist in die Vergangenheit gerückt, sondern innerhalb des präsentischen Gedankens ein einzelnes Stück als vergangen bezeichnet[66]. In einigen Fällen ist das gewiß das Richtige. So Δ 442 f.:

> ἥ τ' ὀλίγη μὲν πρῶτα κορύσσεται, αὐτὰρ ἔπειτα
> οὐρανῷ ἐστήριξε κάρη καὶ ἐπὶ χθονὶ βαίνει,

d. h. schnell ist sie so gewachsen. Oder P 176 ff.:

> ἀλλ' αἰεί τε Διὸς κρείσσων νόος αἰγιόχοιο,
> ὅς τε καὶ ἄλκιμον ἄνδρα φοβεῖ καὶ ἀφείλετο νίκην
> ῥηιδίως, ὁτὲ δ' αὐτὸς ἐποτρύνει μαχέσασθαι,

d. h. Zeus erschreckt den Kämpfenden, und damit ist der Sieg verloren. Beidemale ist die Handlung, die im Aorist steht, ihrer Natur nach dazu angetan schnell vollzogen zu werden; und beidemale hebt sie sich von der präsentischen Stufe, auf die der allgemeine Satz gestellt ist, deutlich ab. Auch τάχα χολίσθη P 99 ist verwandter Art. Wo aber diese zwei Voraussetzungen fehlen wie in unseren zuvor besprochenen Beispielen, da gelingt es doch nur mit starker Künstelei den Aorist so aufzufassen wie Delbrück (S. 302) will, daß er „nicht von der Gegenwart des Sprechenden, sondern von einer angenommenen Gegenwart aus bestimmt“ sei.

Denselben Unterschied möchte ich nun auch für die homerischen Gleichnisse geltend machen, deren Delbrück eine Fülle mitteilt und erläutert. Manche gewinnen in der Tat durch die Beleuchtung, in die er sie rückt, frischeres Leben; z. B. E 902 ff.:

> ὡς δ' ὅτ' ὀπὸς γάλα λευκὸν ἐπειγόμενος συνέπηξεν
> ὑγρὸν ἐόν, μάλα δ' ὦκα περιτρέφεται κυκόωντι,
> ὣς ἄρα καρπαλίμως ἰήσατο θοῦρον Ἄρηα —

„wie das Lab die Milch plötzlich zum Gerinnen gebracht hat und sie nun schnell dick wird“; oder Δ 141 ff.:

> ὡς δ' ὅτε τίς τ' ἐλέφαντα γυνὴ φοίνικι μιήνῃ
> Μῃονὶς ἠὲ Κάειρα, παρήιον ἔμμεναι ἵππων·

κεῖται δ' ἐν θαλάμῳ, πολέες τέ μιν ἠρήσαντο
ἱππῆες φορέειν· βασιλῆι δὲ κεῖται ἄγαλμα —

wo der öftere vergebliche Wunsch einzelner im Gegensatz zu der ruhigen Verwahrung des kostbaren Stückes durch das verschiedene Tempus wirksam hervorgehoben wird. Besonders natürlich scheint solche Abstufung da, wo das Hauptverbum des Vergleiches, wie hier, präsentisch ist und ein sachlich vorausliegendes Moment des Vorganges im Nebensatz hinzugefügt wird: ἀκάχησε zu ὀδύρεται Ψ 222 f., ξυνέηκε zu εἶσιν H 209 f., ἐξίκετο zu ἔχει Ω 481 f., ὤρετο zu πίπτωσι M 278 f. Auch den Vergleich π 216 ff. kann man so verstehen:

κλαῖον δὲ λιγέως, ἀδινώτερον ἤ τ' οἰωνοί,
φῆναι ἢ αἰγυπιοὶ γαμψώνυχες, οἷσί τε τέκνα
ἀγρόται ἐξείλοντο πάρος πετεηνὰ γενέσθαι —

weil hier die präsentische Handlung, κλαίουσιν, zwar nicht ausgesprochen, doch durch den Zusammenhang gegeben ist und unwillkürlich hinzugedacht wird.

Nun gibt es aber Fälle genug, wo dies nicht möglich ist, weil der ganze Vergleich von vornherein in die Sphäre der Vergangenheit gerückt erscheint. So N 389 ff.:

ἤριπε δ', ὡς ὅτε τις δρῦς ἤριπεν ἢ ἀχερωὶς
390 ἠὲ πίτυς βλωθρή, τήν τ' οὔρεσι τέκτονες ἄνδρες
ἐξέταμον πελέκεσσι νεήκεσι νήιον εἶναι.

Auch hier meint Delbrück (S. 288), daß das Präteritum ἤριπε nicht von der Gegenwart des Sprechenden aus gedacht sei, sondern „von einer frei in der Phantasie schwebenden aus: „ein Held ist gefallen, dabei denkt man an eine Fichte, sie ist „gefallen, die Männer haben sie umgeschlagen und sie liegt „nun da“. Aber das heißt nicht mehr den Text auslegen, sondern etwas hineinlegen. Ἤριπε ὡς ὅτε ἤριπε steht da, und ähnlich öfter (z. B. Γ 33 ff. E 770 f.), ohne präsentisches Zwischenglied; ein solches wird man dem Dichter um so weniger aufdrängen dürfen, weil ja überhaupt dem Griechen die Abstufung

innerhalb eines erzählten Vorganges nicht wie uns etwas Natürliches war. Vielmehr wird einfach dieser Vorgang erzählt, und zwar nicht als gedachter („wie es ist, wenn“) sondern als erlebter („wie es war, als“). Es ist eben der Unterschied, von dem Lessing in der ersten seiner Abhandlungen über die Fabel spricht: der allgemeine und bloß gedachte Fall wird dadurch anschaulicher, daß ihm der Erzählende die Wirklichkeit verleiht. — Wie aber Homer überall nicht darauf ausgeht, ja gar keinen Sinn dafür hat, ein einmal ergriffenes Gedankenverhältnis streng festzuhalten, so kann es auch hier kommen: mitten in der Erzählung drängt sich gelegentlich das Bewußtsein hervor, daß es sich doch nur um etwas Angenommenes, Allgemeines handelt — dann fällt er aus dem Aorist ins Präsens; oder er hat mit der allgemeinen Form begonnen, wird aber von der Phantasie fortgerissen, daß er meint, es sei von einem bestimmten Ereignis die Rede, an das er sich erinnere — dann gibt er das Präsens auf und läßt den Aorist eintreten. Manchmal finden sich beide Übergänge hintereinander; z. B. Δ 275 ff.:

275 ὡς δ' ὅτ' ἀπὸ σκοπιῆς εἶδεν νέφος αἰπόλος ἀνὴρ
ἐρχόμενον κατὰ πόντον ὑπὸ ζεφύροιο ἰωῆς·
τῷ δέ τ' ἄνευθεν ἐόντι μελάντερον ἠύτε πίσσα
φαίνετ' ἰὸν κατὰ πόντον, ἄγει δέ τε λαίλαπα πολλήν·
ῥίγησέν τε ἰδών, ὑπό τε σπέος ἤλασε μῆλα —
280 τοῖαι ἅμ' Αἰάντεσσι κτλ.

Auf diese Weise werden wir den Wechsel des Tempus überall da erklären, wo es dem Inhalte nach nicht angeht ihn — mit Delbrück — für bedeutungsvoll zu halten; z. B. sehr entschieden Δ 75 ff. Ε 87 ff. Λ 548 ff. Ν 298 ff. Den Tadel welchen Herbig (S. 254) meint verhüten zu müssen, daß man „in dem fortwährenden Wechsel von Präsens und Präteritum, „wenn wirklich zwei verschiedene Tempora vorlägen, nur ein „unmotiviertes Herumturnen zwischen grundverschiedenen Auf„fassungsweisen erblicken könnte, das man einem einigermaßen

„guten Schriftsteller nimmermehr als Stilgewohnheit zutrauen dürfe“: diesen Gedanken würde unser Dichter garnicht verstanden haben. Er war kein „Schriftsteller“ sondern ein fröhlicher Plauderer, dem nichts leichter passierte, als aus einer Vorstellungsart in die andere hinüberzugleiten. Dafür gibt es Beispiele jeder Art in Menge; und dazu stimmt es vollkommen, daß unter den homerischen Gleichnissen die gemischten viel häufiger erscheinen als die, welche nur im Präsens oder nur im Aorist ausgedrückt sind.

VIII.

Modi.

— — — ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Tier, auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herum geführt,
Und rings herum liegt schöne grüne Weide.
Mephisto.

Früher war es üblich, die Moduslehre einer fremden Sprache mit einem System der an sich denkbaren oder unentbehrlichen modalen Verhältnisse zu beginnen. Man trennte zunächst Aussage- und Begehrungsätze, stellte dann je nach Bedarf drei oder vier mögliche Weisen der Aussage auf, um schließlich in das *ad hoc* zurechtgemachte Fachwerk den Inhalt, dem es im Grunde seine Entstehung verdankte, einzuordnen. Schwer war das nicht, aber weder wissenschaftlich noch praktisch das Rechte. Frei und unberechenbar ist auch im Gebiete des Modus die Mannigfaltigkeit dessen, was die verschiedenen Sprachen und Völker empfinden, für wichtig halten, auszudrücken getrieben werden. Dem Lernenden aber bleibt ein solches Schema von bestimmten und bedingten, irrealen und eventualen Aussageweisen fremd und unlebendig. Er besitzt die Begriffe noch nicht; wie soll er das Bedürfnis erkennen sie in Worte zu bringen? Hier wenn irgendwo gilt das Verfahren, daß der Unterricht von den vorhandenen Formen der einzelnen fremden Sprache ausgeht, sie vergleicht und ordnet, mit Hilfe von verwandten Elementen in der Muttersprache zu begreifen sucht, um so allmählich die Gedanken nachzuempfinden, die dahinter stecken.

Ein neuerer Bearbeiter der lateinischen Moduslehre, Armin Dittmar[67]), hat sich vor dem Fehler, eine allgemeingiltige Einteilung und Abgrenzung der Modi vorauszusetzen, gehütet: allzu deduktiv aber ist auch er vorgegangen. Er hat beobachtet, daß konjunktivische Fragen nicht selten im Sinne eines „gereizten Widerspruches" gestellt werden: *Ego auscultem tibi? Quid negoti sit? Ubi ego audiverim?* Diese Färbung des Gedankens findet sich auch in abhängigen Sätzen, deren allmähliche Entstehung aus selbständigen Dittmar ganz richtig beurteilt. *Mihi tu ut dederis pallam et spinter, nunquam factum reperies* (Plaut. Men. 683): hier braucht man nur nach *spinter* stark zu interpungieren, was ganz wohl noch angeht, um den ursprünglichen Fragesatz „du solltest mir gegeben haben?" wieder zu erhalten. Aber nun geht der Verfasser weiter und unternimmt es, unmittelbar aus der Grundbedeutung einer „polemischen Frage" alle Anwendungen des lateinischen Konjunktivs abzuleiten. Dabei kann es denn, so manches Treffende auch im einzelnen zu Tage gefördert wird, ohne arge Gewaltsamkeiten nicht abgehen. Auch bei der Wendung, die Dittmar später seinem Gedanken gegeben hat, indem er als eigentliche Grundlage des Konjunktivs die Stimmung der „seelischen Depression" hinstellte und nachzuweisen suchte[68]), bleibt die Hauptschwäche der ganzen Betrachtungsweise bestehen. Vergebens hofft man die Fülle des Gebrauches in einer reichen, durch Jahrhunderte entwickelten Sprache aus einem oder wenigen Grundbegriffen zu konstruieren. Angenommen selbst, man hätte den ursprünglichen Sinn glücklich erfaßt, so hat dieser im Laufe der Zeit bis zu der uns bekannten Literatur hin so viel erlebt, hat so vielfach in gewissen konventionell befestigten Verbindungen eine besondere Wendung bekommen, die nun wieder als eine Art von Grundbedeutung der Ausgangspunkt für weiteres Wachstum wurde, so oft sind durch das Wirken der Analogie, durch Übertragung fertiger Formen die Verhältnisse zwischen verschiedenen Gebrauchsweisen verschoben worden, daß es ganz unmöglich ist aus dem allen nachträglich nun ein System zu bereiten.

Für den Unterricht macht das Verständnis des Konjunktivs in Nebensätzen keine zu große Mühe: wo er weder eine Absicht ausdrückt wie im Finalsatz noch einen Zweifel wie in der indirekten Frage, ist er das Zeichen einer engeren Abhängigkeit, einer inneren Beziehung zum regierenden Satze, was ja auch im Namen *Coniunctivus* kurz und gut gesagt ist[69]). Dagegen zeigt der Gebrauch dieses Modus im selbständigen Satze manches Auffallende, was Erklärung fordert.

1. Wie kommt es, daß der Potentialis im Lateinischen so stark beschränkt ist? Nicht einmal „ihr könntet euch wundern, du dürftest recht haben" lassen sich einfach übersetzen, sondern wollen umschrieben sein: *credo ego vos mirari, haud scio an recte dixeris.* In Obertertia und Untersekunda tut man genug die Tatsache anschaulich zu machen und einzuüben: der Schüler einer oberen Klasse fragt hoffentlich nach dem Grunde. Der liegt auch nicht fern. Da es im Lateinischen kein ἄν gibt, so würde ein für sich stehender Konjunktiv der Aussage von dem des Wunsches nicht unterschieden werden können; diese Gefahr besteht nicht, wo er mit einem bedingenden Satze verbunden ist: *si ex vobis quaeram . . . ., miremini.* So ist der Potentialis in der hypothetischen Periode ganz geläufig, sein absoluter Gebrauch ist unter dem instinktiven Streben nach Deutlichkeit verkümmert.

2. *Haec cum viderem,* fragt Cicero pro Sest. 19, 42 f., *quid agerem, iudices? contenderem contra tribunum plebis?* Wir übersetzen „was hätte ich tun sollen?" und lehren, daß es umgekehrt im Lateinischen nicht etwa heißen dürfe *quid fecissem?* Aber in der Antwort auf solche Frage sind beide Tempora berechtigt. So gleich in derselben Rede (20, 45): *restitisses, reppugnasses, mortem pugnans oppetisses,* doch auch (25, 54): *si meis incommodis laetabantur, urbis tamen periculo commoverentur.* Woher dieser Unterschied? daß die Wahl das Tempus in der Aufforderung frei steht, in der zweifelnden Frage gebunden ist, und zwar an das was vom Deutschen abweicht.

Um die Erklärung zu finden, muß man etwas weiter zurück-

greifen. Es ist durch historische Betrachtung längst erkannt[70]), daß die Scheidung in „potential" und „irreal" auch bei den Römern nicht ursprünglich ist, daß es in ältester Zeit nur einen Modus der Bedingtheit gab — eben den der jetzt als Potentialis gilt —, für die Gegenwart durch den Konjunktiv des Präsens, für die Vergangenheit durch den des Imperfekts ausgedrückt. Diesen Modus der Aussage finden wir noch oft genug, auch bei Cirero, z. B. in Verr. IV 13, 31: *mirandum in modum — canes venaticos diceres — ita odorabantur omnia,* d. i. „man hätte [damals] sagen können"; und entsprechend beim Wunsche, wenn er als ein solcher bezeichnet werden soll der in einer vergangenen Zeit hätte erfüllt werden können, Tuscul. I 6, 11: *mallem Cerberum metueres quam ista tam inconsiderate diceres* „du hättest lieber fürchten sollen"; endlich vereinigt zur kondizionalen Periode Verr. IV 23, 52: *qui videret, urbem captam diceret.* An diesen Beispielen sieht man aber auch, welche weitere Entwickelung sich anschließen konnte und mußte: was in der Vergangenheit hätte geschehen können, ist nun eben nicht geschehen; was früher im Bereiche der Möglichkeit lag, ist für die Gegenwart im negativen Sinne erledigt. So[71]) verschiebt sich der Potentialis der Vergangenheit zum Irrealis der Gegenwart: „wer so etwas [heute] sähe, würde meinen . . ." Dabei wird uns klar, wie es dahin gekommen ist, daß ein modales Verhältnis, die Irrealität des Wunsches wie der Aussage, ausgedrückt wird durch die Tempusform. Nachdem aber einmal der neue Modus entstanden war, bedurfte er einer Ergänzung für die Vergangenheit; und da ergab sich von selber zum Imperfekt als frühere Stufe das Plusquamperfekt: *O si tacuisses! Philosophus mansisses.*

Während sonach für die Aussage wie für den Wunsch der Konjunktiv des Imperfekts in der reifen Sprache eine doppelte Bedeutung hat, ist der Dubitativus immer einfach geblieben. Wendungen wie *cur resisterem? quid facerem?* konnten niemals einen irrealen Sinn für die Gegenwart annehmen, folglich auch nicht ihre Bedeutung der Vergangenheit verlieren: so konnte

auch kein Bedürfnis entstehen, die Vergangenheit dadurch neu zu bezeichnen, daß man den Gedanken ins Plusquamperfektum zurück verlegte.

3. Vielleicht findet mancher, diese Ableitung sei für Schüler zu umständlich; dann mag man sie ihnen erlassen. In einem andern Falle aber ist es gerade die herkömmliche Behandlungsweise, die den Lernenden eine unnötige Schwierigkeit — nicht des Erklärens sondern der Unklarheit — zumutet. Fragesätze wie *quis neget? quis putaret?* sind der grammatischen Form nach nicht verschieden von *quid faciam? quid agerem?* Trotzdem ist es gebräuchlich sie vom Dubitativus zu trennen und dem Potentialis zuzurechnen *(putares, dixerit quispiam)*. Auch Harre verfährt so. Nun ist es ja richtig, daß in der Frage *quis neget?* dem Sinne nach eine Aussage gegeben wird; *nemo neget.* Und dies rührt daher, daß der Konjunktiv, der in die Frage gestellt erscheint, an sich ein Potentialis ist: „wer ist es, der bestreiten möchte?“ Legt man aber in derselben Weise das *quid faciam?* in seine Elemente auseinander, so tritt auch hier ein anderer Begriff hervor, der hortative: „was ist es, das ich tun soll?“ Rechnen wir also die eine Art von Sätzen zum Potentialis, so müßten wir, nach demselben Prinzip, die andre dem Hortativus zurechnen. Nur würde es dazu nicht stimmen, daß auch in diesem Falle die Negation nicht *ne* lautet[72]) sondern *non*; z. B. pro Archia 8, 18: *hunc ego non diligam? non admirer? non omni ratione defendendum putem?* Darin zeigt sich eine auch innerliche Annäherung an die erste Gruppe, in der es heißen könnte: *quis non intellegat?* So ist es denn wohl das Beste, in dem Gemeinsamen, der Form der zweifelnden Frage, den Anhalt für die Benennung zu suchen und dann einteilend zu sagen: der Dubitativus bezeichnet entweder eine Frage des zweifelnden Entschlusses oder eine zweifelnde Frage mit negativem Sinn.

Eine zusammenhängende Durchnahme der griechischen Moduslehre erfolgt in Obersekunda, also zu einer Zeit wo die lateinische bereits bewältigt ist. Auch vom griechischen Gebrauch ist vieles einzelne schon bekannt geworden; die Homerlektüre eines Jahres hat eine Vorstellung davon gegeben, wie Nebensätze aus selbständigen Sätzen entstehen: so ist es möglich, hier nach einem Plane zu verfahren, der auch den Lernenden von Anfang an offen liegt. Die gewöhnlichen Fälle des Indikativs in der Aussage, der Erzählung werden nicht erst besprochen; wir beschränken uns auf diejenigen Erscheinungen, die dem Griechischen eigentümlich sind.

I. Für sie ist grundlegend der Unterschied, ob ἄν gesetzt oder weggelassen wird; zunächst in selbständigen Sätzen.

1. Optativ { a) mit ἄν = Potentialis,
b) ohne ἄν Ausdruck des Wunsches.

ὦ παῖ γένοιο πατρὸς εὐτυχέστερος,
τὰ δ' ἄλλ' ὅμοιος — καὶ γένοι' ἂν οὐ κακός.
Soph. Ai. 550 f.

2. Indik. Praet. { a) mit ἄν = Irrealis,
b) ohne ἄν Ausdruck des Wunsches.

a) τίς ἄν ποτ' ᾤετο. Soph. Ai. 430.
ὑπό κεν ταλασίφρονά περ δέος εἷλεν. Δ 421.

b) εἴθ' εἶχες, ὦ τεκοῦσα, βελτίους φρένας. Eur. Elekr. 1061.
εἴθε σε μήποτ' εἰδόμαν. Soph. Kön. Öd. 1217.

3. Konjunktiv { a) mit ἄν = Futur,
b) ohne ἄν Ausdruck der Aufforderung.

a) πληθὺν δ' οὐκ ἂν ἐγὼ μυθήσομαι οὐδ' ὀνομήνω. B 488.
τὴν δέ κέ τοι πνοιὴ βορέαο φέρῃσιν. κ 507.

b) ἴωμεν. — μὴ φύγῃς.

Alle drei Modi geben, mit ἄν verbunden, eine Aussage, ohne ἄν eine Willensäußerung[73]). Das gilt auch für den Konjunktiv, dessen Grundbedeutung — die der Erwartung — so oder so gewendet werden kann. Daß Homer auch wohl den bloßen Konjunktiv im Sinne des Futurs gebraucht, wird man hier

nicht hervorheben, sondern sich begnügen ihn da, wo er einmal vorkommt (z. B. ζ 201: οὐκ ἔσθ' οὗτος ἀνὴρ οὔτ' ἔσσεται οὐδὲ γένηται), als Besonderheit zu erklären; beim Optativ findet sich ja das Entsprechende (z. B. γ 231: ῥεῖα θεός γ' ἐθέλων καὶ τηλόθεν ἄνδρα σαώσαι). — Die Verbindung οὐκ ἄν μυθήσομαι οὐδ' ὀνομήνω zeigt, daß μυθήσομαι nicht Futur ist sondern Konjunktiv des Aoriststammes ohne Dehnung des Bindevokals; und nach diesem Muster müssen, worauf schon in Kap. V hingewiesen wurde, alle ähnlich zweideutigen Formen beurteilt werden[39]. Tut man das, so ergibt sich ein ansehnlicher Bestand dieses Typus bei Homer, der zwar im späteren Griechisch durch das einfache Futur verdrängt ist, in abhängigen Sätzen aber fortlebt und da nur von diesem Ursprunge aus verstanden werden kann.

Daß wir Potentialis und Irrealis als den „Modus der Bedingtheit" zusammenfassen, ist schon erwähnt. Das äußere Zeichen dieses Verhältnisses ist ἄν, für das folgende Regel eingeprägt wird:

> „ἄν (κεν) drückt aus, daß das Verbum, bei dem es steht, an eine Bedingung geknüpft ist; diese ist entweder ausgesprochen oder durch den Zusammenhang angedeutet".

Darin sind die Fälle von ἄν beim Infinitiv wie beim Participium schon mit erledigt; nur der Konjunktiv fügt sich nicht ganz gleichartig dem System ein.

II. Der Unterricht gewinnt die drei Paare von Bedeutungen aus Beispielen, die teils in der Lektüre dagewesen und leicht aufzufrischen sind, teils neu gegeben werden. Durch Vergleichung und gemeinsame Überlegung finden dann die Schüler das zu Grunde liegende Gesetz. Und jetzt kann die Betrachtung umwenden, um die hauptsächlichen Verbindungen und Gebrauchsweisen abzuleiten, in denen dieselben Modi in abhängigen Sätzen erscheinen. Dabei muß die Regel zu Hilfe genommen werden, die diesmal der Lehrer einfach mitteilt:

„Modus obliquus in der Vergangenheit ist der Optativ, für die Gegenwart giebt es keinen. Die griechische Sprache unterscheidet sich hierin wesentlich von der lateinischen“ [74]).

1. Damit sind abhängige Aussagen und indirekte Fragen beinahe schon erledigt: sie bleiben unverändert so wie sie als direkte Rede waren, wenn das regierende Verbum präsentisch ist; ist es ein Präteritum, so treten sie in den Optativ. So der herrschende Gebrauch. Aber die unveränderten Modi finden sich auch in der Sphäre der Vergangenheit: ἔλεγον ὅτι Κῦρος μὲν τέθνηκεν, Ἀριαῖος δὲ πεφευγὼς ἐν τῷ σταθμῷ εἴη (Anab. II 1, 3); πατέρα προσεδέρκετο δέγμενος αἰεί, ὁππότε δὴ μνηστῆρσιν ἀναιδέσι χεῖρας ἐφήσει (υ 385 f.); τοῖσι ἄγειν μέλλουσι τὰ δῶρα ἐνετέλλετο ὁ Κροῖσος ἐπειρωτᾶν τὰ χρηστήρια, εἰ στρατεύηται ἐπὶ Πέρσας Κροῖσος [καὶ εἴ τινα στρατὸν ἀνδρῶν προσθέοιτο φίλον. Hdt. I 53]. Woher diese Abweichung? und woher überhaupt, schon bei regierendem Präsens, die Form der direkten Rede im abhängigen Satze?

Das ist eine Frage, die auch die Schüler aufwerfen und, wenn man sie ein wenig anleitet, beantworten können. Sie finden bald: wenn im Nebensatze die Form des Hauptsatzes beibehalten wird, so kann das nur darin seinen Grund haben, daß er eben noch nicht völlig zum Nebensatz geworden ist. Nun haben sie bei Xenophon gelesen (Anab. II 4, 16): Πρόξενος εἶπεν, ὅτι αὐτός εἰμι ὃν ζητεῖς, wo die Konjunktion nicht viel mehr bedeutet als unser Anführungszeichen, das uns bloß ermahnt: jetzt kommt ein Gedanke, den der Schreibende nicht unmittelbar ausspricht sondern als den einer andern Person. In deren Seele versetzt er sich und denkt von dort aus, und zwar so lebhaft, daß er sich dieser Verschiebung gar nicht bewußt bleibt (εἶπεν, ὅτι αὐτός εἰμι); zu scharfem Ausdruck gelangt ist sie in der deutschen Fassung: „daß er es sei, den jener suche“: die geläufige griechische Form steht in der Mitte. Wenn ein Angeklagter sich beschwert (Lys. 24, 15): λέγει ὡς ὑβριστής εἰμι καὶ βίαιος, so sagt er ὡς εἰμί in erster

Person von seinem eigenen Standpunkt aus, den Indikativ aber gebraucht er noch aus dem Sinne des Gegners, über dessen Vorwürfe er berichtet. So sind hier zwei Vorstellungsweisen vermischt, und das trifft für alle die Sätze zu, die als fremde Rede in abhängiger Form eingefügt sind, doch aber den Modus der direkten Rede festhalten[75]). Beide Standpunkte, des Sprechenden und dessen über den gesprochen wird, auseinander zu halten gelingt leichter, wenn sie auch der Zeit nach von einander abstehen. Darum ist auch im Griechischen für Aussage- und Fragesätze, die von einem Verbum der Vergangenheit abhängen, die perspektivische Verschiebung des Modus herrschend geworden; hier bedarf es einer besonders lebhaften Vergegenwärtigung, wenn der Modus der direkten Rede beibehalten werden soll.

2. Bei Finalsätzen müssen wir die Regel über den Modus obliquus mit den drei Formen der Willensäußerung zusammennehmen, die wir in selbständigen Sätzen gefunden haben. So ergeben sich auch hier drei Stufen. Im Bereich der Gegenwart steht der Konjunktiv: πρὸς κέντρα μὴ λάκτιζε, μὴ πταίσας μογῇς (Aesch. Agam. 1583). Ist das regierende Verbum ein Präteritum, so tritt der Regel nach dieselbe Verschiebung ein, wie in abhängigen Aussagesätzen: ὦρσαν δὲ νύμφαι, κοῦραι Διὸς αἰγιόχοιο, αἶγας ὀρεσκῴους, ἵνα δειπνήσειαν ἑταῖροι (ι 154 f.). Aber auch hier steht es dem Redenden frei, sich die vergangene Situation, die Menschen die in ihr handelten, die Absichten von denen sie geleitet wurden, so deutlich zu vergegenwärtigen, daß er nun wie aus der Gegenwart heraus spricht: dann gebraucht er den Konjunktiv. Z. B. Hdt. I 29: Σόλων ἀπεδήμησε ἔτη δέκα, ἵνα δὴ μή τινα τῶν νόμων ἀναγκασθῇ λῦσαι. Endlich ist auch der Indikativ des Präteritums im Finalsatze, den die Grammatiken meist als etwas ganz Absonderliches behandeln, durchaus normal.

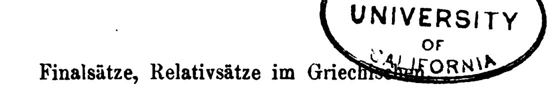
Dieser auf den ersten Blick auffallende Modus entspricht dem Irrealis des selbständigen Satzes und wird ganz von selbst überall da sich einstellen, wo der Gedanke, dem der

Finalsatz eingefügt wird, ein Wunsch oder eine Aussage ist, die mit dem Bewußtsein des Gegensatzes zur Wirklichkeit ausgesprochen werden. Wenn man sagen muß εἴθε ἥκοις ἵνα γνοίης, so auch: εἴθε μὴ ἠδίκησας ἵνα μὴ δίκην ἔδωκας. Ein Beispiel, in dem der regierende Satz eine bedingte Aussage enthält, können die Schüler schon bei Xenophon gelesen haben (Anab. VII 6, 23). Für den Wunsch bieten einen schönen Beleg die Choëphoren (195 f.), wo Elektra von der gefundenen Locke sagt: εἴθ' εἶχε φωνὴν ἔμφρον' ἀγγέλου δίκην, ὅπως δίφροντις οὖσα μὴ 'κινυσσόμην. Und zwei Fälle des irreal gedachten Finalsatzes kurz hintereinander haben wir im König Ödipus 1386 ff.:

— — — εἰ τῆς ἀκουούσης ἔτ' ἦν
πηγῆς δι' ὤτων φαργμός, οὐκ ἂν ἐσχόμην
τὸ μὴ ἀποκλῇσαι τοὐμὸν ἄθλιον δέμας,
ἵν' ἦ τυφλός τε καὶ κλύων μηδέν· τὸ γὰρ
1390 τὴν φροντίδ' ἔξω τῶν κακῶν οἰκεῖν γλυκύ.
ἰὼ Κιθαιρών, τί μ' ἐδέχου; τί μ' οὐ λαβὼν
ἔκτεινας εὐθύς, ὡς ἔδειξα μήποτε
ἐμαυτὸν ἀνθρώποισιν ἔνθεν ἦ γεγώς;

Lehrreich ist besonders das letzte Beispiel, indem es wieder einmal daran erinnert, daß nicht die Form eines Satzes sondern der Sinn, den er ausdrückt, für die Gestaltung der von ihm beherrschten Glieder maßgebend ist; denn hier steht als übergeordneter Gedanke weder ein Wunsch noch eine Aussage sondern eine Frage: τί μ' οὐκ ἔκτεινας; womit aber im Grunde ein Wunsch gemeint ist: „hättest du mich getötet!“ Auch die bedingte Aussage dient oft nur zur Umschreibung eines Wunsches; und es ist kein Zufall, daß in vielen der hierher gehörigen Beispiele das Hauptverbum des regierenden Satzes ἐχρῆν oder ἔδει oder ἐβουλόμην ἂν lautet.

Wenn in den durch ὅπως eingeleiteten Sätzen das Futur den Konjunktiv nahezu verdrängt hat, so bedarf dies eigentlich nur der Erwähnung, kaum der Erklärung, nachdem Verwandtschaft und Austausch zwischen Konjunktiv und Futur schon



durch die Tatsachen des Modusgebrauches in selbständigen Sätzen deutlich geworden sind.

3. Der Satz mit ὅπως ist ein Spezialfall des Relativsatzes; und so schließt sich hier leicht die Bemerkung an, daß überhaupt in finalen Relativsätzen das Futurum herrscht. Und zwar gilt dies, ebenso wie bei ὅπως, nicht nur im Bereiche der Gegenwart, sondern auch wenn das regierende Verbum in der Vergangenheit steht. Dies hängt wieder damit zusammen, daß alle Relativsätze ursprünglich selbständige Sätze waren, die angehängt oder eingeschoben wurden, und im Griechischen, zumal bei Homer, noch reichliche Spuren ihrer Selbständigkeit bewahrt haben. Davon wird im folgenden Kapitel zu reden sein. Hier genügt es zu konstatieren, daß der Modusgebrauch in Relativsätzen eben der der unabhängigen Rede ist.

4. Nicht völlig trifft das zu für solche Relativsätze, die eine Bedingung ausdrücken. Diese müssen mit den eigentlich hypothetischen Sätzen zusammen besprochen werden, in unserm letzten Kapitel, wo denn die bisher durchgeführte Behandlungsweise der griechischen Modi eine letzte Probe zu bestehen haben wird[76]).

IX.

Hauptsatz und Nebensatz.

Während des Lebensprozesses geht nur eine Umwandlung, wie der Materie so der Kraft, niemals aber eine Erschaffung der einen oder der anderen vor sich.

Julius Robert Mayer, 1845.

Aller Satzbau ist aus den ursprünglichen, einfachen Formen der Parataxis allmählich entstanden: diese Erkenntnis legte zuerst Friedrich Thiersch seiner Behandlung der griechischen Syntax zugrunde; und seitdem ist sie durch alles, was die historische Forschung auf diesem Gebiete geleistet hat, bestätigt und mehr ins einzelne ausgeführt worden. Die Sprache ist kein bewußt und künstlich angelegtes System, in dem jedes Glied seinen einen bestimmten Platz hat, sondern etwas lebendig Erwachsenes, dessen unendliche Fülle und Mannigfaltigkeit wir, um sie zu begreifen, nachträglich, so gut es geht, in ein Fachwerk einordnen. Da wird es dem beschreibenden Sprachforscher nicht anders gehen als dem Botaniker oder Zoologen: er wird Formen finden, die ihn zweifelhaft lassen ob sie in diese oder jene Gattung gehören; die Grenzen zwischen den Arten sind fast überall durch Kreuzungen und Spielarten verwischt. Welch ein Abstand ist zwischen einem Satze mit *postquam* und etwa einem Finalsatz! Der eine ordnet sich nicht einmal in der Wahl des Tempus dem Hauptsatz unter, der andere zeigt durch die Notwendigkeit des Reflexivpronomens, daß er mit dem ihn regierenden Satze zu éinem Gedanken verwachsen ist[77]); jener steht

am Anfang, dieser am Ende der Entwickelung zur Hypotaxis. Kann es anders sein, als daß viele Stufen dazwischen liegen?

Der Ansicht, daß Hypotaxe durchgängig aus Parataxe geworden sei, widerspricht scheinbar Paul in den „Principien der Sprachgeschichte“ ([2] S. 119): das Bestehen des erweiterten Satzes, der auch den primitivsten Sprachen nicht fehle, setze schon die Herabdrückung eines Satzes zum Satzgliede als vollzogen voraus; nur habe es für dieses Verhältnis in der ältesten Zeit keine besondere grammatische Bezeichnung gegeben, die Hypotaxe sei damals bloß eine logisch-psychologische gewesen. Mehr behaupte ich auch nicht. Damit aber verträgt sich aufs beste die Anschauung, daß die später entstandenen Formen grammatischer Unterordnung aus denen der grammatischen Beiordnung erwachsen sind. Gerade Paul schildert (S. 120 ff.) sehr gut, wie sich logische und grammatische Beziehungen zwar wechselseitig bedingen, aber keineswegs immer decken. Es gibt gar keine Parataxe mit voller sachlichen Selbständigkeit der untereinander verbundenen Sätze; und es gibt viele Beispiele von Hypotaxe, bei der die untergeordneten Glieder eine gewisse innere Selbständigkeit bewahrt haben. Beide Seiten wollen wir im Auge behalten, wenn wir jetzt die wichtigsten Arten der Nebensätze betrachten.

I. Die deutschen Relativsätze haben einen doppelten Ursprung, teils aus interrogativen teils aus demonstrativen Sätzen; die eine Weise herrscht im Lateinischen, die andere im Griechischen[78]).

1. Wo das Demonstrativpronomen in relativischen Gebrauch übergegangen erscheint, ist ein Gedanke entweder nachträglich angefügt oder als Zwischenbemerkung eingeschoben. I 364: ἔστι δέ μοι μάλα πολλά, τὰ κάλλιπον ἐνθάδε ἔρρων. Ζ 460: Ἕκτορος ἥδε γυνή, ὃς ἀριστεύεσκε μάχεσθαι. Hier braucht man nur vor dem Pronomen stärker zu interpungieren, so ist der selbständige Satz wieder hergestellt: „das habe ich zurückgelassen; er war der erste“. Ebenso bei den Parenthesen: τῷ

δ' ἄρα παρκατέλεκτο γυνή, τὴν Λεσβόθεν ἦγεν, Φόρβαντος θυγάτηρ I 664 f.; ἄνδρα φέριστον, ὃν ἀθάνατοί περ ἔτισαν, ἠτίμησας I 110 f.: „die hatte er von Lesbos gebracht; ihn haben auch die Götter geehrt."

Fragesätze, welche die Neigung haben sich in Relativsätze zu verwandeln[79]), stehen naturgemäß dem Satze, der nachdrücklich die Antwort gibt und später als Hauptsatz erscheinen wird, voran. *Ubi bene? Ibi patria:* das können wir noch so denken. Nicht minder: *Qui tacet? Consentire videtur,* und im Deutschen: „Wer wagt? Der gewinnt". Es kommt aber auch vor, daß die Frage nachfolgt, z. B. bei Cato agric. 145: *homines eos dato* [der Verkäufer der Olivenernte] *qui placebunt aut custodi aut quis eam oleam emerit,* d. h. „dem Aufseher oder — wer hat diese Ölernte gekauft?" Und recht lehrreich in einem parallelen Beispiel aus dem Griechischen, Soph. El. 316: ὡς νῦν ἀπόντος ἱστόρει, τί σοι φίλον; das heißt nicht *quid tibi placeat* sondern *quidquid placet.* In einem Punkte stimmen alle Fälle, wo ein indikativischer Relativsatz noch als Frage oder ein Fragesatz schon als relativischer Gedanke aufgefaßt werden kann, überein: der Sinn ist immer verallgemeinernd, dem Gebrauche von ὅστις *quicunque quisquis* verwandt. Erst später hat sich *qui,* das von *quis* differenziert wurde, zur Bedeutung eines völligen Relativums mit allen für dieses geläufigen Anwendungen verschoben und ausgedehnt. Der gleiche Entwickelungsgang läßt sich fürs Deutsche noch erschließen. Und im Griechischen hat er sich, freilich als Besonderheit, innerhalb der geschichtlichen Zeit vollzogen in dem relativischen Gebrauch von τίς[80]), wovon ein frühestes Beispiel aus der Sprache der Tragiker schon angeführt wurde, der dann mundartlich und zuletzt in der κοινή weiter verbreitet ist.

2. Bei Homer gibt es eine große Zahl solcher Relativsätze, die sich wie die vorher angeführten einfach als Hauptsätze ablösen lassen. Diese Möglichkeit wird nicht selten dadurch verstärkt, daß das einleitende Pronomen mit τε verbunden ist: τῇ τ' ἀνδρῶν ὄμματα θέλγει „und mit dem bezaubert er" ε 47;



ὅς τε μέγιστος ὅρκος δεινότατός τε πέλει „und das ist der stärkste Eid“ ε 185 f. In meinen Anmerkungen zur Odyssee habe ich, wo sich der Anlaß bot, diese Auffassung des ὅς τε als die ursprüngliche hervorgekehrt, um auch den Schülern fühlbar zu machen, daß die Partikel, mit der sie nichts anzufangen wissen, eigentlich einen ganz einfachen und deutlichen Sinn hatte. Auch ein δέ im sogenannten Nachsatze ist manchmal ein Rest von älterer, parataktischer Geltung des Relativsatzes, z. B. Z 146: οἵη περ φύλλων γενεή, τοίη δὲ καὶ ἀνδρῶν „So ist die Art der Blätter, so auch die der Menschen“ [81]).

Die besondere Leichtigkeit, mit der sich so bei Homer viele relativische Sätze noch als selbständige denken und übersetzen lassen, ist eben ein Zeichen dafür, daß er jenem frühen Alter des Sprachlebens, wo es grammatische Unterordnung noch nicht gab, näher steht als die Schriftsteller, die wir sonst lesen. Doch muß man sich hüten zu glauben, daß alle Sätze, die als nebengeordnete aufgefaßt werden können, vom Dichter selber so gemeint gewesen seien. Begonnen hatte ein wirklicher Satzbau auch damals schon; das beweisen die doch ebenfalls nicht ganz wenigen Fälle, wo ein Modus obliquus im Relativsatze die logische Beziehung auf den Hauptsatz als das den Gedanken beherrschende Element erkennen läßt. So Γ 109 f.: οἷς δ' ὁ γέρων μετέῃσιν, ἅμα πρόσσω καὶ ὀπίσσω λεύσσει, oder χ 414 f.: οὔ τινα γὰρ τίεσκον .... ὅτις σφέας εἰσαφίκοιτο. Und unter diesen Beispielen sind nun auch solche, in denen das τε hinter dem Relativum oder ein δέ im Nachsatze auf Selbständigkeit hinzudeuten scheint: ὅσση δ' αἰγανέης ῥιπὴ ταναοῖο τέτυκται, ἥν ῥά τ' ἀνὴρ ἀφέῃ πειρώμενος Π 589 f.; τῷ δάμνησι στίχας ἀνδρῶν ἡρώων, τοῖσίν τε κοτέσσεται ὀβριμοπάτρη α 100 f.; ὅν τινα μὲν βασιλῆα καὶ ἔξοχον ἄνδρα κιχείη, τὸν δ' ἀγανοῖς ἐπέεσσιν ἐρητύσασκε παραστάς B 188 f. Hier sind die Partikeln, wie so viele Stücke der epischen Kunstsprache, traditionell festgehaltene Überreste aus einer Zeit, in der sie ihre gute Bedeutung hatten. Je weiter man sich von da entfernte, desto eher konnte es geschehen, daß sie auch an Stellen angewendet wurden für

die sie eigentlich gar nicht paßten. Es wäre eine lohnende Aufgabe, den allmählichen Wandel der syntaktischen Formen innerhalb der Sprachschichten, die das Epos umfaßt, aufzuspüren und darzustellen.

3. Im Lateinischen hat sich in dem Gebrauche des relativischen Anschlusses ein Stück Selbständigkeit nicht eigentlich erhalten, aber auf den alten Bahnen neu entwickelt[82]), das schon von Quarta an auch den Schülern bekannt wird. Auffallender Weise haben erst wenige Grammatiken (z. B. Vogel 1897) sich entschlossen, mit der Vorstellung Ernst zu machen daß es sich hier um wirkliche Hauptsätze handelt — die dann in der indirekten Rede natürlich die Form des Acc. c. inf. annehmen müssen —, wenn in ihnen auch eine Form der Anknüpfung stattfindet, welche sonst subordinierend gebraucht wird.

Eine Schwierigkeit liegt in den Erscheinungen der relativischen Verschränkung, d. h. in der Konstruktion, bei welcher ein Gedanke nicht durch einen seiner eigenen Satzteile sondern mittelbar, durch einen Begriff eines ihm untergeordneten Satzes, relativisch eingefügt wird. Sätze wie Tuscul. V 15, 45: *qualia ista bona sunt, quae qui habeat miserrimus esse possit?* machen noch dem Primaner für die Übersetzung und vielleicht (οἷοι νῦν βροτοί εἰσιν) auch fürs Verständnis zu schaffen. Die Beispiele, die in Tertia vorkommen, sind meist von der einfachen Art, wo der abhängige Gedanke zweiten Grades, der die Anknüpfung vermittelt, im Infinitiv steht. Diese Satzform verstehen zu lehren, die verschiedenen Weisen des entsprechenden deutschen Ausdruckes zur Geläufigkeit zu bringen ist ein wichtiges Stück unter den Aufgaben des lateinischen Unterrichtes. Von den Grammatiken und methodischen Schriften schweigen einige ganz darüber. Andere erwähnen kurz die „Relativsätze im Acc. c. inf.“, oder auch umgekehrt den „Accus. c. inf. im Relativsatze“: wo man zweifeln kann, welche von beiden Bezeichnungen die Sache weniger trifft. Kurz und verständig Harre (§ 232, 3): „Ein Nebensatz wird nicht bloß durch sein „eigenes Relativ, sondern auch durch das Relativ eines ihm

„untergeordneten Satzes abhängig.“ Aber wie greift man praktisch die Sache an? wie kann man die beiden Gedanken in reinlicher Analyse auseinanderlegen, wenn doch der Relativsatz selber gar kein Relativpronomen enthält sondern dieses ein wesentlicher Bestandteil des von ihm wieder abhängigen Satzes ist? — Ich will erzählen, wie ich es jahrelang in Untertertia gemacht habe. Wir nahmen im deutschen Text beide Sätze zusammen als Parenthese und übersetzten sie zunächst mit demonstrativem Pronomen: „Die Reiter — ich hatte erwähnt, daß sie durch den ersten Angriff der Feinde geworfen waren — zogen sich ins Lager zurück.“ *Dixeram eos primo impetu hostium pulsos esse* (bell. Gall. II 24). Oder: „Ulixes — Homer erzählt daß durch seine Klugheit Troja erobert worden ist — wurde zehn Jahre lang von der Heimat ferngehalten.“ *Homerus narrat eius consilio Troiam expugnatam esse.* Dann wurde das Demonstrativum an den Anfang gebracht: *Eos primo impetu .... dixeram, Eius consilio .... narrat.* Und zuletzt hieß es: um diesen Satz in den, der ihn umgibt, fest einzuhängen, versehen wir ihn mit einem Haken; als solcher dient *qu-* oder *cu-*: *quos primo, cuius consilio.* Die Jungen wurden angehalten alle Beispiele, die in den mündlichen oder schriftlichen Übungen vorkamen, auf diese Weise zu entwickeln. So gewannen sie — freilich auf „synthetischem“ Wege — eine sichere Herrschaft über die fremdartige Gedankenform, und konnten sie dann auch in der Lektüre mit immer geringerer Mühe bewältigen. — Der Nutzen solcher frühen Anleitung wird noch auf späteren Stufen sich geltend machen, sei es im Homer, dadurch daß nun leichter begriffen wird wie die Relativsätze ursprünglich unabhängige Sätze waren, oder beim Übersetzen aus dem Lateinischen, wo manchmal gerade die Form der Parenthese sehr wirksam angewendet werden kann[83]. *Si quid est in me ingenii, quod sentio quam sit exiguum*: „ich fühle wie gering es ist“ (pro Arch. 1, 1).

4. Von den Relativsätzen, die im Konjunktiv stehen, ist schon gelegentlich die Rede gewesen, wenn einzelne auffallende

Beispiele des Indikativs psychologisch erklärt (S. 57), *quod sciam* und *quantum scio* (S. 33) verglichen, die konzessive Bedeutung aus der kausalen (S. 53 f.) abgeleitet wurde. Auch daß konsekutiver Sinn und einschränkender auf eine gemeinsame Wurzel zurückgehen, würde sich zeigen lassen. Eine besondere Stellung nehmen die finalen Relativsätze ein, weil bei ihnen ein Zweifel über den Modus gar nicht aufkommen kann, vielmehr notwendig der Konjunktiv steht, eben zum Ausdruck der Absicht. Relativsätze, deren Inhalt geeignet ist den übergeordneten Gedanken zu begründen oder einzuschränken oder durch eine Folge näher zu bestimmen, können an sich auch in den Indikativ gesetzt werden; dann bleibt eben unangedeutet, daß sie mit jenem Gedanken in einer nahen Verbindung stehen. Dies, und nur dies, gibt der Konjunktiv zu erkennen, der hier seinen Namen mit Recht trägt — darauf wurde schon früher (S. 109) hingewiesen; welcher Art die Beziehung ist, muß aus dem Zusammenhang hinzuempfunden werden. Nur die Absicht wird durch den Konjunktiv unmittelbar ausgedrückt, und sie wurde so ausgedrückt auch als der Satz noch unabhängig war. *Serit arbores, quae alteri saeclo prosint* (Cat. mai. 7, 24): da braucht man *quae* nur zu streichen, so enthalten die folgenden Worte gerade den Gedanken des Säenden. *Clusini legatos Romam, qui auxilium a senatu peterent, miserunt* (Liv. V 35) läßt sich nicht mehr so einfach zerlegen; aber in Beispielen wie dem in Kap. VIII aus der Rede für Sestius angeführten (S. 109), oder bei Terenz (Hec. 230): *quae hic erant, curares,* erkennt man noch den Gebrauch auch des imperfektischen Konjunktivs — der früher ausgedehnter gewesen sein muß — einen Wunsch oder eine Aufforderung in selbständigem Satze auszudrücken. Der finale Relativsatz steht dem alten parataktischen Verhältnis viel näher als der kausale einschränkende konsekutive, deren Konjunktiv erst auf Grund einer schon vorhandenen grammatischen Abhängigkeit entstanden ist.

Die größere Ursprünglichkeit macht sich auch da fühlbar,

wo der Sinn eines die Absicht bezeichnenden Nebensatzes aus dem einer zweifelnden Frage entstanden ist. Das geschieht, wenn der regierende Gedanke den Begriff des Suchens, Sorgens, Strebens enthält; z. B. in Catil. I 4, 9: *delegisti, quos Romae relinqueres, quos tecum educeres.* Auch in solchen Fällen haben wir nicht Relativsätze, in denen um irgend einer Regel willen der Konjunktiv steht, sondern selbständige konjunktivische Sätze die an einen einleitenden Gedanken als Nebensätze festgewachsen sind. Zugleich wird hier von neuem deutlich, wie Relativsätze aus Fragesätzen entstehen konnten.

II. Auch die eigentlichen Finalsätze und abhängigen Fragesätze geben die frühere Selbständigkeit noch zu erkennen. Dittmar geht wohl zu weit, wenn er allgemein behauptet, der Konjunktiv in indirekten Fragen sei nicht Ausdruck der Abhängigkeit[84]). Aber in sehr vielen Fällen trifft es zu. *Quo me vertam, nescio; incertus erat, quid faceret; quaeritur, naturane sit ius inter homines an in opinionibus* (de orat. III 29, 114): solche Beispiele lassen sich noch, wie sie da sind, in zwei koordinierte Sätze auseinanderrücken. Aber oft ist es anders: *hic quantum in bello fortuna possit et quantos afferat casus, cognosci potuit* (bell. Gall. VI 35); *miserabilior oratio fuit commemorantium, ex quantis opibus quo reccidissent Carthaginiensium res* (Liv. XXX 42, 18). Entstanden ist der Typus des indirekten Fragesatzes aus solchen Fällen, in denen zu einer direkten konjunktivischen Frage ein Verbum des Zweifelns, Fragens oder auch Bescheidgebens hinzugefügt wurde, das angeben sollte, in welchem Sinne der konjunktivische Satz gemeint sei, das dann aber allmählich die grammatische Herrschaft über ihn gewann. Nachdem dies geschehen war, wurde die fertige Form weiter gebraucht ohne Bewußtsein von ihrer Entstehung. Bei Terenz könnten wir noch interpungieren: *ut res gesta sit? narrabo.* Der spätere Gebrauch bei den Verben des Erzählens, wovon aus Livius ein Beispiel gegeben wurde, gestattet solche Zurückführung nicht mehr.

Absichtsätze und abhängige Begehrungsätze zu unterscheiden ist nicht ganz leicht; auch durch das, was Waldeck (Prakt. Anl. 154) darüber sagt, wird die Schwierigkeit nur hervorgehoben, nicht gehoben. Seinem Beispiele *hoc repeto, ne obliviscamini* stellt sich natürlich gegenüber *peto a vobis, ne hoc obliviscamini.* Man fühlt die Verschiedenheit; aber worin beruht sie im Grunde? — Der abhängige Begehrungsatz ist noch nicht allzu weit von der Selbständigkeit entfernt; man braucht nur Doppelpunkt und Gänsefüße zu Hilfe zu nehmen, so sehen es auch die Schüler mit Augen: *peto a vobis: „ne hoc obliviscamini.“* Der Finalsatz läßt sich nicht mehr so abtrennen. Auch er gibt den Gegenstand zu einem Verlangen; aber dieses ist nicht ausgesprochen sondern die Vorstellung davon schwebt nur im Bewußtsein als das Element des Gedankens, das die beiden Glieder verbindet, die sonst auseinanderfallen würden. „Ich wiederhole dies [in dem Wunsche]: ihr sollt es nicht vergessen“. Eben hierin, in der Notwendigkeit zugleich und Möglichkeit einer solchen Ergänzung, liegt es bgründet, daß der Finalsatz so viel straffer untergeordnet ist als der abhängige Begehrungsatz. Nur durch langen Gebrauch und sichere Gewöhnung können zwei Gedanken so fest verbunden sein, daß sich das Glied, welches sie zusammenhalten soll, aus ihrer Vereinigung von selbst erzeugt[85]).

So sind denn die *ut-* und *ne-*Sätze bei den Verben des Fürchtens nicht eigentlich Finalsätze, sondern abhängige Begehrungsätze. Die richtige Erklärung des Unterschiedes, den hier die alten Sprachen und das Deutsche im Gebrauch der Negation aufweisen, beginnt ja nun endlich auch in die Schulpraxis einzudringen. Daß in *Periculum est ne opprimamur* (or. Phil. XIII 8, 16), *foedus veretur Hiempsal ut satis firmum sit* (de leg. agrar. II 22, 58), Ἐφοβεῖτο μὴ οὐ δύναιτο ἐκ τῆς χώρας ἐξελθεῖν (Anab. III 1, 12) immer der Nebensatz das enthält was der Fürchtende wünscht, hatte man freilich längst beobachtet. Aber mit welchem Rechte wird hier ein Wunsch ausgesprochen, da doch das Verbum, das den Gedanken beherrschen soll, ein

Begriff der Furcht ist? Die Frage läßt sich nur, dann aber ohne weiteres, beantworten, wenn man in Gedanken beide Sätze trennt: „Es ist Gefahr; daß wir nicht überwältigt werden!“ oder: „Er war in Sorge; daß es nur nicht unmöglich war zu entkommen!“ Lateiner und Griechen drücken nicht, wie es im Deutschen geschieht, den Gegenstand der Furcht aus, sondern einen Gedanken der sie begleitet. Der deutsche *daß*-Satz ist ein von Grund aus abhängiges Glied der Rede, war logisch untergeordnet ehe er es grammatisch wurde; die Sätze mit μή *ne ut* waren logisch selbständige Teile der Rede und haben etwas von diesem Charakter noch bewahrt, nachdem sie durch nahen Anschluß an das die Stimmung beschreibende Verbum in grammatische Abhängigkeit geraten sind[86].

Ein ähnliches Verhältnis finden wir bei den Verben des Hinderns. *Dolore impedior ne plura dicam* „der Schmerz hindert es daß ich mehr sage“, wörtlich: „durch den Schmerz werde ich gehindert; ich soll nicht mehr sagen“. Der lateinische Nebensatz ist an den regierenden Gedanken herangewachsen, der deutsche aus ihm heraus. Hier begegnet nun das Eigentümliche, daß sich das, was in der alten Sprache ein Rest früherer Selbständigkeit ist, im Deutschen nachträglich hier und da einstellt. Jeder kennt oder findet leicht Beispiele, auch aus der Literatur, in denen der von *hindern* abhängige *daß*-Satz eine für unser Gefühl überflüssige Negation enthält, wie der welchen Heintze[87]) aus Gustav Freytag anführt: „Haben Sie die Güte zu verhindern, daß der Lakai nicht zusieht“. Der Pleonasmus hat hier wie bei „sich hüten sich enthalten verwehren widerstreben warnen“ darin seinen Grund, daß der logische Zusammenhang der Sprache, nachdem er erst erstarkt ist, sich allmählich auch wieder lockert. Gelegentlich mag man reifere Schüler — keine Tertianer — dazu anregen, daß sie Erscheinungen verwandter Art aus dem Französischen, ja dem Griechischen herbeischaffen und zu beurteilen suchen. Mannigfachen Stoff und Gedanken zu seiner Würdigung bietet

Paul im achten Kapitel seiner „Principien“, das „Kontamination“ überschrieben ist.

III. Der Begriff „Konjunktionalsatz“, der vieler Orten beliebt ist, hat geringen Wert. Am wenigsten sollte man versuchen ihn für eine Einteilung der Nebensätze zu benutzen; denn weder von den Relativsätzen, noch vollends von den indirekten Fragesätzen lassen sich die mit Konjunktionen eingeleiteten scharf und ohne Willkür trennen. Immerhin sind die Bindewörter so wichtige und in mancher Beziehung, wenn auch nur äußerlich, gleichartige Träger der grammatischen Unterordnung, daß es sich wohl verlohnt sie gemeinsam zu betrachten[88]).

1. In den weitaus meisten Fällen gehörte das Wort, welches zwischen zwei Sätzen vermittelt, von Anfang her demjenigen an, der zuletzt als Nebensatz erscheint. Und oft ist es möglich die ursprüngliche Bedeutung noch zu empfinden und in Gedanken das alte parataktische Verhältnis wiederherzustellen. Das ist nicht nur an sich lehrreich, sondern hilft auch dazu, daß manche Eigenheiten der Konstruktion, die zuerst nach mechanischer Regel wie etwas Willkürliches gelernt werden müssen, auf einer späteren Stufe des Unterrichtes verstanden und als notwendig erkannt werden. Für *quin* (S. 72 f.), für *ut* und *ne* (S. 126 f.) haben wir Beispiele gehabt; auch für Fragesätze mit *num, -ne* lassen sie sich leicht finden, ohne daß diesmal ein besonderer Gewinn damit erzielt würde. Den gibt es wieder bei *utrum,* das immer Schwierigkeit macht, weil die Jungen sich merken sollen daß es nur in Doppelfragen stehen darf. Hier würde ich gleich bei der ersten Durchnahme, in Tertia, vom inneren Grunde ausgehen und aus ihm die Regel ableiten. Parad. Stoic. VI 48: *utrum tandem pluris aestimemus, pecuniam Pyrrhi an continentiam Fabricii?* „Welches von beiden sollen wir höher schätzen?“ Caesar bell. Gall. I 40, 14: *ut quam primum intellegere posset, utrum apud eos pudor atque officium an timor valeret* „welches von beiden bei ihnen gölte, Ehrgefühl oder Furcht“. Wenn ein Schüler beim erstenmal,

wo *utrum . . . an* vorkam, es in solchen Beispielen[89]) gesehen und es noch als Pronomen zu übersetzen gelernt hat, so kann er auch später an der Konjunktion, die daraus geworden ist, nicht mehr irre werden. In gleicher Weise empfiehlt es sich diejenigen Konjunktionen, in denen Adverbia oder erstarrte Kasusformen des Relativstammes leicht erkennbar sind, von vornherein als solche zu behandeln: *cum (quom), quod, ubi* (vgl. *si-cubi)*; ὡς ὅτι ὅτε ὄφρα (neben τόφρα), ἧος (neben τῆος). Die damit beginnenden Sätze stellen sich dann als eine Abzweigung von den Relativsätzen dar, was in einem Falle wieder recht greifbar dem Verständnis zu gute kommt, bei *cum* inversum. Man braucht so nicht mehr davon zu reden, daß hier der Nebensatz eigentlich die Haupthandlung enthalte; es ist gar kein Nebensatz, sondern ein relativisch angeknüpfter Hauptsatz, der denn ganz mit Recht die Zeitsetzung bestimmt: in dem vorbereitenden Satze steht das Imperfektum zur Bezeichnung der Situation, die bestand als das Wichtigere — das Ereignis — eintrat.

2. Die geläufigste der deutschen Konjunktionen ist aus einem Pronomen entstanden, das dem Hauptsatz angehörte und in ihm auf einen psychologisch untergeordneten Gedanken hinwies. *Daß* ist nichts weiter als *das*; Schülern, die sich jahrelang damit gequält haben beide auseinander zu halten, mag man etwa in Obersekunda die Genugtuung gönnen, daß sie eigentlich ganz recht hatten den Unterschied nicht zu begreifen. „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“ (Hiob 19, 25) können wir noch zerlegen — „ich weiß das: mein Erlöser lebt“. In der Regel zeigt sich die veränderte Geltung des Satzes in der Wortstellung: „gedenke, daß mein Leben ein Wind ist“ (Hiob 7, 7). Nachdem dann einmal *daß* als Konjunktion fertig war, wurde es auch auf solche Verba bezogen die keinen Akkusativ regieren konnten, „überzeugt sein sich wundern sich hüten“ u. a.: völlig die entsprechende Entwickelung wie im Lateinischen beim Acc. c. inf. Den Hinweis auf einen in zweite Linie gestellten Gedanken enthielten auch *indem, nachdem*; auch sie

sind zu Konjunktionen, der durch sie angekündigte Satz ist zum Nebensatz geworden, dem sie nun selber mit angehören. Für *trotzdem* ist der gleiche Hergang noch nicht abgeschlossen; wir dürfen uns dagegen wehren es als *quamquam* zu gebrauchen, solange es noch *tamen* heißt und solange *trotzdem daß* nicht unmöglich klingt. Einen Ansatz in ähnlicher Richtung hat, von ganz anderer Seite her, *nun* gemacht. Wendungen wie Uhlands „Nun der halbe dich nicht rettet, ruf den ganzen doch herbei“ sind in der Literatur wie in der Umgangsprache geläufig, haben aber doch nicht dahin geführt, daß das Wort zur wirklichen Konjunktion geworden wäre.

Alle diese Verhältnisse sind von Paul mit Scharfsinn und Witz ins rechte Licht gestellt[90]); sie wurden hier herangezogen, um für vereinzelte Erscheinungen in den alten Sprachen die Erklärung abzugeben. Aus dem Griechischen sind ἄχρι μέχρι von dieser Art und vor allem πρίν, das aber schon bei Homer als Konjunktion fertig ist und in der Entwickelung dazu nicht mehr verfolgt werden kann. Man möchte meinen einen ursprünglichen Typus in dem Satze X 265 ff. zu haben: οὐδέ τι νῶιν ὅρκια ἔσσονται πρὶν ἤ ἕτερόν γε πεσόντα αἵματος ἆσαι Ἄρηα; denn hier scheint πρὶν ἤ genau einem *prius quam* zu entsprechen, πρίν nichts weiter zu sein als *prius*. Aber Beispiele wie dieses und das ein wenig abweichende E 288 stehen zu vereinzelt, als daß wir um ihretwillen behaupten dürften, die Konjunktion πρίν sei aus πρὶν ἤ verkürzt wie *simul* aus *simul atque*. — Noch erkennen und wieder auffrischen läßt sich die eigentliche Bedeutung im Lateinischen bei *sin*, obwohl es schon Cicero und seine Zeitgenossen als eine den Bedingungssatz einleitende Konjunktion empfanden[91]). Auch *licet* steht von Rechtswegen außerhalb des einräumenden Satzes, dem es nun als Konjunktion angehört. Etwas anders liegt die Sache bei dem eben erwähnten *simul*, das in die folgende Gruppe hinüberweist.

3. Genau genommen ist es das allernatürlichste, daß, wenn zwei Sätze mit einander verbunden werden sollen, beide etwas dafür leisten, gewissermaßen sich die Hand reichen; die kleinen

Wörter, in denen dies beiderseits geschieht, verschmelzen dann leicht zu einem. So ist *tamquam* entstanden und eine Reihe temporaler Konjunktionen: *simul ac, postquam, antequam priusquam.* Alle haben das gemeinsam, daß sie eigentlich zwei koordinierte Handlungen der Zeit nach miteinander vergleichen, und daß nur von hier aus ihre sonst auffallende Gebrauchsweise verständlich wird. *Haec eodem tempore Caesari mandata referebantur et legati ab Aeduis et a Treveris veniebant* (bell. Gall. I 37); *Igitur simul consul ex multis de hostium adventu cognovit et ipsi hostes aderant* (Sall. Iug. 97, 4): man sieht, wie sich eine innigere Verbindung vorbereitet. Der mit *et* angeschlossene Satz braucht nur hinter *simul* eingefügt zu werden, so ist der bekannte Typus fertig. Aber allerdings, wer sich einfügt ordnet sich irgendwie unter; mathematische Gleichheit der beiden Seiten (S. 51) bestand schon vorher nicht; so empfinden wir das durch *simul ac* ausgedrückte Verhältnis als hypotaktisch. Nur in der Wahl des Tempus hält sich die Selbständigkeit: nach *simul ac* herrscht absolute Zeitgebung, nicht relative. Ebenso nach *priusquam,* sofern es mit dem Indikativ verbunden wird. „Die Böoter gaben den Kampf nicht auf, ehe sie den Widerstand der Feinde gebrochen hatten“: so würden wir sagen, indem wir die eine Handlung auf die andere als eine vorhergehende, vorausgesetzte beziehen. Cornel dachte: „das Weggehen fand nicht früher statt als das Niederschlagen“, schrieb also: *neque tamen prius pugna excesserunt quam repugnantes profligarunt* (Epam. 9, 2). Daß, wenn durch *priusquam* etwas nicht wirklich Geschehenes sondern nur Gedachtes eingeführt wird, der Modus der Abhängigkeit eine unabhängige Bezeichnung der Zeit nicht mehr zuläßt, ergibt sich von selbst.

Häufiger und darum wichtiger als die bisher besprochenen ist *postquam,* auf dessen Erklärung in der Schule zu verzichten Waldeck anrät (Prakt. Anl. 209). Für Tertia, wo der vom Deutschen abweichende Gebrauch eingeübt werden soll, gewiß mit Recht; aber auch für die oberen Klassen? Deren Aufgabe ist

es doch gerade, die Schüler anzuregen, daß sie über das Gelernte nachdenken, sich wundern wo Anlaß dazu ist, auch über manches längst Gewußte, bei der Verwunderung aber nicht stehen bleiben sondern zum inneren Grunde durchzudringen suchen. Wer *postquam* immer gleich mit „nachdem“ übersetzt, wird nie damit zurechtkommen; es bedeutete ursprünglich nur, daß die eine vergangene Handlung „später als“ die andere eingetreten sei. In den Beispielen freilich, die uns erhalten sind, können wir das in der Regel nicht mehr einsetzen; schon ein plautinisches *Postquam aurum abstulimus, in navem conscendimus* (Bacch. 277) würde wunderlich herauskommen, wenn wir es so wenden wollten: „wir haben später das Schiff bestiegen, als das Gold weggenommen“. Aber noch Cicero konnte (in Verr. II 1 § 56), indem er dem Angeklagten das uneigennützige Verfahren eines Nachfolgers vorhält, sagen: *recens exemplum fortissimi viri profero; nam postea Servilius imperator populi Romani Olympum urbem hostium cepit, quam tu in isdem illis locis legatus quaestorius oppida pacata sociorum diripienda curasti*[92]. Auch eine Anknüpfung wie *postea vero quam, post autem quam* ist bei Cäsar und Cicero nicht selten; erst Livius und Tacitus scheinen sie zu meiden. *Postquam* ist nun ganz zur Konjunktion geworden; nur der Gebrauch des Perfekts bleibt als Rest aus alter Zeit, wo der damit eingeleitete Satz noch unabhängig war. Die Dinge des wirklichen Lebens, des sprachlichen wie jedes anderen, lassen sich eben nicht alle sauber in ein System bringen; sie spotten der Schubfächer und Kästen, in die der geschäftige Gesetzgeber sie verteilen möchte. Sollte ein Primaner das nicht verstehen können? sollte er nicht einsehen, wie ein Gebrauch, der heute widersinnig erscheint, unter anderen Verhältnissen, auf einer früheren Stufe der Entwickelung seinen guten Sinn gehabt haben kann? Und würde er, wenn er das einsieht, nicht eine Anschauung erworben haben, die ihm einmal zugute kommen wird wenn er Grammatik und Schule längst hinter sich hat? — Doch bleiben wir einstweilen bei den Temporalsätzen! auch für sie läßt sich noch ein kleiner

Gewinn einheimsen, die Erklärung der Regel darüber, wann, abgesehen von einzelnen Fällen wie dem früher (S. 38) besprochenen, nach *postquam* das Plusquamperfekt steht. Wenn angegeben ist, um wieviel die Handlung des Hauptsatzes später ist als die des Nebensatzes *(multo, paulo, centum annis, septimo mense)*, so wird das Bewußtsein der Vergleichung beider Sätze, daß der eine auf den anderen bezogen ist, dem Redenden lebendiger und schafft sich in der Form eines relativen Tempus Ausdruck. Dies hat auch Waldeck (S. 214) richtig hervorgehoben.

IV. Dies Kapitel kann nicht geschlossen werden, ohne daß wir auch der Art von Nebensätzen im Zusammenhange gedenken, in der die Hypotaxe am entschiedensten durchgeführt ist, der „innerlich abhängigen“. Für eine Einteilung des gesamten Gebietes ist auch dieser Begriff nicht verwertbar; jeder Satz kann innerlich abhängig werden, wenn es auch manche gibt die es ihrer Natur nach immer sind. Das sicherste äußere Merkmal ist die Anwendung des Reflexivpronomens, deren eigentlicher Sinn schon (S. 118) kurz bezeichnet wurde. Aber um zwischen ihm und *is ea* richtig zu wählen, muß man doch auch erst wissen was für einen Satz man vor sich hat. Nur wer immer bloß darauf ausgeht gegebene Texte zu deuten, nie selbst etwas in der fremden Sprache zu schreiben, hat es hier wie so oft bequemer.

Mit Benutzung vorhandener Versuche und in vielfachem Gedankenaustausch mit befreundeten Kollegen[93]) bin ich doch zu einer eigentlichen Definition nicht gekommen, und begnüge mich wenn es gelingt das Wesen der Sache verständlich zu beschreiben. „Innerlich abhängig“ heißen für uns solche Nebensätze, in denen der Autor nicht seine eigene Meinung ausdrückt, sondern die Meinung desjenigen, der im regierenden Satze als handelnd gedacht ist. Man erkennt einen innerlich abhängigen Satz daran, daß man ihn in einen Hauptsatz verwandeln kann, den ein anderer spricht oder denkt als der jetzige Autor. Hierher gehören:

1. alle Finalsätze (vgl. S. 126),
2. alle abhängigen Aussagesätze, Begehrungssätze, Fragesätze,
3. jede zusammenhängende Oratio obliqua,
4. jeder beliebige Nebensatz, wenn er aus dem Sinne dessen gemeint ist, der im übergeordneten Satze logisches Subjekt ist (vgl. S. 12).

In der vierten Gruppe liegt offenbar das eigentlich Schwierige. Man könnte sie in die vorhergehende mit einbegreifen; aber es ist doch praktischer, Fälle dieser Art für sich zu nehmen. *Scito me, posteaquam in urbem venerim, redisse cum veteribus amicis id est cum libris nostris in gratiam* (ad fam. IX 1, 2): daß hier der Infinitiv, von *scito* abhängig, eine kurze indirekte Rede ist, würde der Schüler ja wohl verstehen. Bei dem bekannten *Socrates accusatus est, quod iuventutem corrumperet* (Quintil. IV 4, 5) müßte man ihm doch erst mühsam diese Vorstellung beibringen. So tut man besser von der getrennten Behandlung auszugehen und die Zusammenfassung einem späteren Rückblick vorzubehalten.

Wie jeder Nebensatz innerlich abhängig werden kann, so mag umgekehrt in einem, der es ist, ein einzelnes Glied wieder vom Standpunkte des Schriftstellers aus gedacht und gebildet werden. *Philippus aliquid et ad caritatem suorum, et ut promptius pro eo periculum adirent, ratus profecturum se, si equitum sepeliendorum curam habuisset etc.* schreibt Livius (XXXI 34, 1). Ein solches *eo* ist nun wirklich etwas Seltenes; häufiger kommt es vor, daß inmitten eines innerlich abhängigen Satzgefüges plötzlich der Indikativ eintritt. Wenn Cicero (de imp. Pomp. 14, 41) von den Provinzialen sagt: *nunc intellegunt non sine causa maiores suos, tum cum ea temperantia magistratus habebamus, servire populo Romano quam imperare aliis maluisse,* so ist der ganze abhängige Satz zwar ein Gedanke derer, die zu *intellegunt* Subjekt sind, die Zeitbestimmung aber fügt der Redner von sich aus hinzu. Durch *haberemus* würde der Sinn wesentlich geändert; der vorwurfsvolle Vergleich mit der

Vergangenheit würde den Fremden in den Mund gelegt werden. Derselbe Redner, der hier so sorgfältig unterscheidet, um nicht etwas für römische Ohren Verletzendes zu sagen, weiß umgekehrt die scheinbar unwillkürliche Vermischung geschickt zu benutzen, wenn er einen gehässigen Eindruck hervorrufen will: *(Gabinius) L. Lamiam in contione relegavit edixitque, ut ab urbe abesset milia passuum ducenta, quod esset ausus pro civi, pro bene merito civi, pro amico, pro republica deprecari* (pro Sestio 12, 29). Überall, wo jemand über Äußerungen und Ansichten eines anderen berichtet, vor Gericht oder als Geschichtschreiber, im Brief oder gesprächsweise, da kommt, wenn er gerecht sein will, alles darauf an, daß er scharf darauf achtet, welche Stücke seines Berichtes wirklich aus dem Kopf oder Munde des anderen stammen, daß er sich hütet etwa einen Zwischensatz, auch nur eine Zeitbestimmung, einen Vergleich, ein Beiwort selber einfließen zu lassen. Eine sprachliche Übung, welche die Aufmerksamkeit auf diesen Punkt hinlenkt, die Fähigkeit der Auffassung solcher Unterschiede ausbildet[94]), hilft den Lernenden nicht nur klüger machen, sondern wirklich besser: vorsichtiger in dem was er über andere Menschen glaubt, gerechter in seinem Urteil und geschickter zu einem Leben in gesitteter Gemeinschaft.

X.

Bedingungsätze.

Ich ging den Strom hinauf und forschte nach der Quelle,
Aus deren Schoße sich ergösse jede Welle.
Je weiter aber ich hinaufkam, ward mir kund,
Statt einer Quelle sei's ein ganzer Quellengrund.

Rückert.

Die Hauptschwierigkeit der kondizionalen Verhältnisse liegt darin, daß sie dem Schüler von Natur nur undeutlich bewußt und in ihren feineren Unterschieden gleichgültig sind, so daß er gar nicht begreift, wie die fremden Sprachen dazu gekommen sind hier so mannigfaltige Formen auszubilden. Erst muß er diese Formen als etwas Gegebenes kennen lernen, ehe man versuchen kann ihm die sachliche Berechtigung der darin ausgedrückten Gedanken verständlich zu machen. Darauf wurde schon gelegentlich (S. 34) hingewiesen.

Die Betrachtung, zunächst für das Lateinische, geht von den bekannten drei Fällen aus, deren einer dadurch besondere Mühe macht, daß er einen ganz unpassenden Namen trägt. Es gibt immer noch Grammatiken, deren Verfasser sich dadurch irre machen lassen und den „Realis“ aus irgend einer Beziehung auf die „Wirklichkeit“ erklären. Daß in ihm die Annahme keineswegs immer mit der Wirklichkeit übereinstimmt, hat man ja wohl eingesehen; dazu war nur nötig das unglückliche *Si dies est, lucet* abends bei der Lampe zu lesen. Aber nun soll der Indikativ ausdrücken, daß die Bedingung „als wirklich hingestellt“ oder „als wirklich ausgesprochen“ werde. Was wohl ein Obertertianer sich dabei denken kann? Gar

nicht übel sagt Stegmann „der mathematische Fall“, um anzudeuten, daß es sich hier nur um das Verhältnis zwischen bedingendem und bedingtem Satz handelt, jeder Einfluß einer begleitenden Stimmung auf den sprachlichen Ausdruck fehlt. Aber der alte Name wird sich schwer ausrotten lassen; vielleicht gelingt es aus der Not eine Tugend zu machen. Es schadet den Jungen gar nicht, wenn sie erfahren, daß man das Wesen eines Dinges durchaus nicht immer aus dem Namen lesen kann. Der Lehrer muß dann nur offen anerkennen, daß die Bezeichnung unzutreffend ist, und wird gut tun (mit Herm. Müller § 245) hinzuzufügen, daß sie bloß durch den Gegensatz zum irrealen Fall in Gebrauch gekommen sei. Als eigene Erklärung pflegte ich zu diktieren:

> Der Indikativ steht im Bedingungsatze, wenn nichts darüber ausgesagt wird, in welchem Verhältnis sein Inhalt zur Wirklichkeit steht. Er kann mit ihr übereinstimmen — dann ist eben die Übereinstimmung nicht ausgedrückt (*Si* [nicht *quoniam*] *tibi hoc accidere potuit, quid nobis fiet?*); er kann aber auch im Gegensatz zur Wirklichkeit stehen *(Si sciens fallo, Juppiter me perdat)*.

In der Behandlung des dritten Falles wird gern der entgegengesetzte Fehler gemacht, daß man den Begriff der Wirklichkeit und ihres Gegenteils nicht ernst genug nimmt; auch in neueren Lehrbüchern ist wieder davon die Rede, daß die Bedingung hier als „unmöglich“ hingestellt werde. Heißt *irrealis* „unmöglich“? und nehme ich etwas Unmögliches an, wenn ich einem Schüler sage: „du könntest Gutes leisten, wenn du fleißig wärest“? Beispiele wie *Facerem, si possem* scheinen allerdings den läßlichen Sprachgebrauch zu verteidigen; aber die gesammelte Kraft einer Obertertia wird doch ausreichen zu erkennen, daß hier der Begriff der Möglichkeit und Unmöglichkeit aus der Bedeutung von *posse* stammt, nicht aus dem Modus. In der Grammatik ist kein Ding unmöglich, pflegte uns Heraeus zu sagen. Und er hatte ganz recht: sei es daß jemand töricht genug ist etwas Unmögliches für möglich zu

halten, oder daß er durch die Phantasie getrieben wird es sich als möglich vorzustellen: niemand kann ihm verwehren, das was er meint durch Benutzung der vorhandenen sprachlichen Mittel zu einem adäquaten Ausdruck zu bringen, also im lateinischen Bedingungsatze den Potentialis anzuwenden. Der Irrealis liegt da vor,

wo die Bedingung einen Fall bezeichnet, der als das Gegenteil der Wirklichkeit hervorgehoben werden soll.

Hier kommt die Frage der Möglichkeit gar nicht in Betracht, so wenig wie für den ersten Fall die nach der Wirklichkeit. Die drei sind ja nicht planmäßig aufgestellt, so daß sie sich wie Stücke eines Systems gegenseitig genau ergänzen und ausschließen, sondern sind unabhängig von einander entstanden und haben sich erst in der Grammatik zu einer Gruppe zusammengefunden.

Daher gerade ist es so schwer zwischen II und III die Grenze zu ziehen. Wie sagte der König zu Diogenes? *nisi Alexander essem* oder *si non Alexander sim*? Beides wäre möglich. Plutarch (Al. 14) berichtet: εἰ μὴ Ἀλέξανδρος ἤμην, Διογένης ἂν ἤμην. Aber der Ruhm des Fürsten wird größer, wenn man ihm den Potentialis in den Mund legt; denn dann denkt er sich, im Augenblick wenigstens, den Tausch als möglich, während ihn sonst das zuversichtliche Bewußtsein gar nicht verläßt, daß er eben doch Alexander ist. Entscheidend für die Wahl des Modus ist, ob der Redende den Widerspruch zur Wirklichkeit, der in seiner Annahme liegt, hervorheben will oder nicht. Den richtigen Wortlaut der Erklärung würde ich schon in Tertia geben und aneignen lassen; gewürdigt werden kann er erst später, wenn Beispiele aus der Lektüre dazu führen. Venus will ihren Sohn aus dem Kampfgetümmel nach seinem Hause zurückrufen, damit er die Seinigen beschütze (II 598 ff.),

quos omnis undique Graiae
circum errant acies et, ni mea cura resistat,
iam flammae tulerint inimicus et hauserit ensis.

Wirklich leistet ihre Fürsorge Widerstand; aber wenn sie das

stark betonte *(ni resisteret),* so würde Äneas gleich wieder beruhigt werden, da sie doch seine Angst wachrufen will. So wird an einer anderen Stelle (VI 292 ff.) die Spannung für den Leser dadurch erhöht, daß der Dichter selbst einen Fall als möglich ausmalt, der durch die Wirklichkeit ausgeschlossen war. Auch das horazische *si fractus illabatur orbis* ist stärker und ehrender als ein sachlich nicht minder berechtigtes *si illaberetur* sein würde.

Durch Beobachtungen dieser Art wird ein Primaner vielleicht von selber auf den Gedanken gebracht, daß es Sätze genug gibt, die auf alle drei Weisen gebildet werden können, je nach der Stimmung aus der sie hervorgehen. Für den praktischen Zweck, in der Übersetzung das Richtige zu treffen, ist der sogenannte Realis dadurch sicher gestellt, daß er im Deutschen ebenso lautet wie auf lateinisch; dieser Anhalt fehlt für die beiden anderen Fälle (vgl. S. 14), von denen ja auch bei den Römern der eine aus dem andern entstanden ist (S. 110). Da gilt es den Zusammenhang der Gedanken klar erfassen, um das zu treffen, was der Autor gemeint hat. Und damit sich die Schüler diese Frage jedesmal vorlegen, bekommen sie folgende Regel:

> Die drei Fälle sind zu unterscheiden durch Parenthesen, die man auf Grund des Zusammenhanges ergänzt: 1) „denn das nehme ich jetzt an", 2) „und das könnte ich mir ja denken", 3) „aber ich weiß daß es anders ist".

Wenn es auf diese Weise mehr und mehr gelingt gewisse Fehler in den lateinischen Exerzitien zu verhüten, so verbindet sich damit unmerklich ein anderer, wichtigerer Nutzen. Die Schüler gewöhnen sich daran, die Worte die sie lesen, auch in ihrer Muttersprache, nicht als ein unmittelbares Abbild der Dinge und ihrer Verhältnisse hinzunehmen, sondern als einen Ausdruck der Auffassung von den Dingen, die irgend ein mehr oder minder kluger und rechtschaffener Mensch gewonnen hat und mitteilen will. Wieviel Mißverständnis, Enttäuschung,

bitterer Streit könnte erspart werden, wenn auch im täglichen Leben dieser vorsichtige und gerechte Grundsatz zu einer Gewohnheit würde!

Nachdem das Verhältnis zwischen bedingendem und bedingtem Satz in seinen Hauptformen klar geworden ist und sich in den Köpfen der Schüler befestigt hat, hält es — schon in Sekunda — nicht schwer, sie bei der Lektüre oder durch gelegentlich mitgeteilte Beispiele darauf achten zu lehren, daß eben dieses Verhältnis oft unter ganz anderen Gestalten erscheint. Diese werden nach und nach gesammelt und stellen sich zuletzt in einer stattlichen Reihe dar.

1. Temporalsätze. Daß man auf den unteren Stufen des Lernens *si* und *cum* scharf trennt, ist gewiß berechtigt. *Nunc multa me tenent; cum potero veniam* und *Nescio num tibi obsequi possim; si potero, veniam*: sind gut gebildete Probesätze, die ich einem meiner Düsseldorfer Kollegen verdanke. Später muß doch einmal die folgende Erwägung angestellt werden. Der *cum*-Satz bezeichnet oft ein Ereignis, welches erst eintreten muß, ehe ein anderes erfolgen kann; der Hauptsatz sagt oft etwas aus, was erfolgen wird oder zu erfolgen pflegt, nachdem zuvor etwas anderes geschehen ist: so konnte leicht aus dem temporalen Verhältnis ein kondizionales entstehen. Ein Satz wie der vergilische (Ecl. III 16) *Quid domini faciant, audent cum talia fures?* zeigt die Entwickelung vollendet. Im Griechischen tragen diejenigen Zeitsätze, die eine wiederholte Handlung ausdrücken, völlig das Gepräge von Bedingungssätzen. Σωκράτης οὐκ ἔπινεν, εἰ μὴ διψῴη bei Xenophon (Mem. I 3, 5), und in Platons Gastmahl (p. 220 A): οἷός τ' ἦν τά τ' ἄλλα καὶ — πίνειν οὐκ ἐθέλων — ὁπότε ἀναγκασθείη πάντας ἐκράτει, sind geläufige Beispiele der Schulgrammatik. Auch das deutsche *wenn* ist von *wann* abgezweigt.

2. Participialkonstruktionen. Hier geht ganz von selber der temporale Sinn in den bedingenden über, wenn das Verbum

finitum nicht eine bestimmte Handlung erzählt, sondern von einer zukünftigen oder bloß gedachten oder öfter sich wiederholenden spricht, wie in dem ersten unserer Beispiele zum Ablativus absolutus (S. 41). Das Orakel des Krösos (Ἅλυν διαβὰς μεγάλην ἀρχὴν καταλύσει) bietet einen weiteren bekannten Beleg. Lehrreich ist auch Cäsar bell. Gall. V 39: *hanc adepti victoriam in perpetuum se fore victores confidebant,* wo nebenbei die Attraktion des Kasus, hier noch empfindlicher als bei *licet* (S. 56), beachtet werden muß. In all diesen Fällen ist das Verhältnis von Bedingung und Bedingtheit gar nicht ausgedrückt, sondern erwächst erst aus dem sachlichen Zusammenhang.

3. Relativsätze, die verallgemeinernde Bedeutung haben. Homerisches ὅς τις und ὅτις kann man oft nur so übersetzen, als ob εἴ τις dastünde: ἣ γὰρ θέμις, ὅς τις ὑπάρξῃ ω 286; ἀνθρώπους τίνυσθε, ὅτις κ' ἐπίορκον ὀμόσσῃ Γ 279. Noch mehr tritt diese Verwandtschaft im Lateinischen hervor, dessen Relativsätze aus Fragesätzen entstanden sind und von daher, wie wir sahen (S. 120), eine Hinneigung zu dem Gedanken der Verallgemeinerung bewahrt haben. *Qui tacet consentire videtur* mag uns hier noch einmal dienen. Auch im Deutschen steht es ähnlich. Vrîdanks Spruch: *Swer got minnet als er sol, des herze ist aller tugende vol,* oder das grausam wahre Wort des Evangeliums: „Wer da hat, dem wird gegeben“ (Matth. 13, 12), zeigen uns Relativsätze, deren logische Funktion die der Bedingung ist.

4. Selbständige Fragen. Auch diese hier zu finden müssen wir erwarten, wenn doch für relativische Sätze eben ihr Ursprung aus Fragesätzen den Grund dafür abgab, daß sie eine Bedingung enthalten können. Und die Beispiele liegen nicht weit. Der Satz bei Plautus (Bacch. 502): *illum exoptavit potius? habeat; optumest,* läßt sich genau ins Deutsche übertragen: „hat sie jenen lieber gewollt? so mag sie ihn haben“. Hier braucht man nur das Fragezeichen zu tilgen, ohne irgend eine Änderung an den Worten, so erscheint die erste Hälfte auch

äußerlich als hypothetischer Gedanke. Die Wortstellung, die ein solcher im Deutschen bei fortgelassenem „wenn“ annimmt, erinnert unmittelbar daran, wie geeignet der direkte Fragesatz ist eine Fallsetzung auszudrücken. — In der Schilderung eines widerspruchsvollen Betragens heißt es in der Rhetorik ad Herennium (IV 15, 21): *cum tibi loqui convenit, obmutescis; — ades? abesse vis; — abes? reverti cupis; — in pace bellum quaeritas etc.* Man muß Dräger (Hist. Synt. I² S. 338) recht geben, daß bei dieser Interpunktion der Gedankengang lebhafter wird, als wenn man mit den neueren Herausgebern schreibt: *ades, abesse vis; abes, reverti cupis.* Das Verhältnis der beiden Glieder in jedem der beiden kurzen Sätze tritt durch die Frage viel deutlicher hervor.

5. Hauptsätze im Indikativ. Schon das letzte Beispiel zeigt, wie auch die bloße Aussage hinreicht, um eine Annahme zu bezeichnen, eine Voraussetzung unter der das Nachfolgende gelten soll. Das Gleiche haben wir in dem Verse aus Terenz, den Cicero de amic. 25, 93 anführt: *negat quis, nego; ait, aio; postremo imperavi egomet mihi omnia adsentari*[95]. Bei Livius schildert Hannibal vor der Schlacht am Ticinus seinen Soldaten die Habsucht der Gegner, in der Form, daß er sich im Zwiegespräch mit dem römischen Volke denkt: *Parum est, quod veterrimas provincias meas Siciliam ac Sardiniam adimis? etiam Hispanias? Et inde cessero — in Africam transcendes* (XXI 44, 7). Ohne Grund suchen neuere Herausgeber, auch Hermann Müller, ein *si* in den Text zu bringen. Die enge Beziehung der beiden Sätze *(cessero — transcendes)* ist durch das Tempus ausgedrückt; die Art und den Sinn dieser Beziehung mag der Leser hinzuempfinden. Daß ihm darin etwas zugemutet wird, ist nur natürlich; die Worte sind ja gesprochen zu denken, gesprochen in der Absicht die Hörenden zu packen.

6. Imperativ. Hier sind gleich einige wohlbekannte Citate zur Hand, von dem Spruche des Archimedes Δός μοι ποῦ στῶ, καὶ κινῶ τὴν γῆν (Pappus Collect. VIII p. 1060) bis zu Wallen-

steins bitterem Worte: „Sei im Besitze, und du wohnst im Recht“. Aus dem Lateinischen stellt sich dazu etwa Tuscul. I 13, 30: *Tolle hanc opinionem — luctum sustuleris.* Der Unterschied dieser Redeweise von den zuletzt vorher besprochenen springt in die Augen: während dort die Bedingung als eine Annahme, eine Fallsetzung erschien, tritt sie hier als Forderung auf, die erfüllt werden muß wenn irgend ein anderer Satz zugestanden werden soll. Dabei geschieht es denn wohl, daß die Stimmung des Forderns etwas länger anhält und auch dem nachkommenden Zugeständnis die Form des Imperativs gibt, wovon *Divide et impera* ein freilich nicht klassisches Beispiel ist. Das heißt doch: „Trenne, und dann magst du herrschen“. In der schönen Anwendung und Weiterbildung, die der Gedanke bei Goethe gefunden hat, ist das ursprüngliche Verhältnis der beiden Imperative verloren gegangen[96]).

7. Selbständige Wunschsätze. Diese drücken der Sache nach dasselbe aus wie der Imperativ, nur mit milderer Betonung. *Sint Maecenates! non derunt, Flacce, Marones* (Mart. VIII 56, 5), und auf der andern Seite die schon einmal (S. 110) angeführte Mahnung an den Philosophen, der nicht schweigen konnte, zeigen den potentialen und den irrealen Fall der hypothetischen Periode bereits vorgebildet. Gelegentlich tritt auch in der reifen Sprache die ursprüngliche Art des Gedankens, wonach der bedingende Satz eigentlich ein Wunschsatz ist, wieder hervor. So bei Vergil (Aen. VI 30 f.): *tu quoque magnam Partem opere in tanto, sineret dolor, Icare haberes;* „ließe der Schmerz es nur zu“ ist als Bedingung gedacht, aber in der Form des Wunsches ausgesprochen. In etwas anderer Weise altertümlich ist ein Satz bei Tacitus (Ann. I 28): *tarda sunt, quae in commune expostulantur; privatam gratiam statim mereare, statim recipias.* Hier enthält der erste Konjunktiv eine wirkliche Aufforderung („Verdiene dir nur!“), der zweite in potentialer Färbung die Angabe dessen, was dann geschehen würde. So hat der Schriftsteller aus seinem eigenen Denken dieselbe Satzfolge hervorgebracht, die schon Generationen vor

ihm, durch Gewohnheit befestigt, zu einem Typus, eben dem des kondizionalen Gefüges, geworden war[97]).

Im Deutschen sind ähnliche Verbindungen, auch in der Sprache des täglichen Lebens, ganz geläufig. Worauf es ankommt, ist immer, daß Wunsch und bedingter Satz zwar zusammenstehen und zusammengehören, aber nicht grammatisch aneinander befestigt sind. Der Anfang des Volksliedes „Wenn ich ein Vöglein wär' und auch zwei Flüglein hätt', flög' ich zu dir“ unterscheidet sich sehr deutlich von einem ähnlichen, aber weit loser gefügten Gedanken in einem Goetheschen Gedicht: „Ich wollt' ich wär' ein Pferd! da wär' ich dir wert“. Diese lose Fügung ist das Ursprüngliche. Wunsch und bedingte Aussage sind ja auch jedes für sich möglich und begegnen massenhaft so; wo sie aneinanderrücken, entsteht ein inneres Verhältnis: der Wunsch wird zur Bedingung. Der umgekehrte Übergang ist nicht denkbar. Aber immer noch sind viele in der Vorstellung befangen, daß die Satzform, welche in der Grammatik als die schärfste und vollständigste gelehrt wird, nicht nur die normale sondern auch die ursprüngliche sei. Selbst ein so kundiger Beurteiler der lebenden Sprache wie Hermann Wunderlich meint, Sätze wie „Ich tät's nicht“ oder „Wenn er sich wenigstens schont!“ beruhten auf einer Ellipse[98]).

8. Sätze mit *ut* und *ne*: *Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas* (Ovid ex Ponto III 4, 79) oder aus den Tuskulanen (II 5, 14): *ne sit sane summum malum dolor, malum certe est.* Dräger hat nachgewiesen (Hist. Synt. II² S. 759 f.), daß diese Form der Fallsetzung erst seit Cicero gebräuchlich ist, also in einer Zeit aufgekommen, wo *ut* und *ne* längst als unterordnende Konjunktionen fest geworden waren. Trotzdem darf die Erklärung nicht an diese Konjunktionen anknüpfen, sondern muß auf die Grundbedeutung zurückgehen, wonach *ut* so gut wie griech. ὡς (z. B. Σ 107) einen selbständigen Wunschsatz einleiten konnte, *ne* weiter nichts war als die dem Wunschsatze zukommende Form der Negation. Der ursprüngliche Sinn war

denn also — hier ähnlich wie bei der relativischen Anknüpfung (S. 122) — noch in später Zeit lebendig genug um eine neue Ausdrucksweise zu erzeugen. Von der unter der vorigen Nummer besprochenen ist sie nur äußerlich verschieden. —

Aus unserer ganzen Zusammenstellung geht hervor, daß es sehr mannigfaltige Arten gibt wie eine Bedingung ausgedrückt werden kann, oder richtiger: daß es sehr mannigfaltige Gedankenformen gab, aus denen und an denen die Funktion der Bedingung in einer sich entwickelnden Sprache erwachsen konnte. Das wollen wir auch den Schülern klar machen und ihnen die naive Vorstellung nehmen, als ob in den Wörtchen *si* εἰ *wenn* eine geheimnisvolle Kraft läge. Unter den vielen verschiedenen Weisen, wie das Verhältnis der Bedingung bezeichnet werden konnte, gewannen einige im Gebrauch die Oberhand; so ist der Typus entstanden, den unsere Grammatiken vorschreiben. Die lateinischen Bedingungssätze haben nicht deshalb ihre Bedeutung, weil sie mit *si* anfangen; denn sie finden sich oft genug in derselben Gestalt ohne *si*. Sondern dies Wörtchen ist dadurch zur Bedingungspartikel geworden, daß es sich gewohnheitsmäßig mit Sätzen verband, die selber einen Wunsch oder eine Fallsetzung enthielten und auf eine bedingte Aussage vorbereiteten[99]. Von dieser Anschauung machen wir Gebrauch, wenn in Obersekunda das entsprechende Kapitel der griechischen Grammatik durchgenommen werden soll.

Für die griechischen Bedingungssätze gibt es die klassische, leider nicht zum Abschluß gekommene Untersuchung von Ludwig Lange: Der homerische Gebrauch der Partikel εἰ (1872. 1873); in seinem Kolleg über vergleichende Syntax, das ich im Winter 1873/4 gehört habe, behandelte er auch diejenigen Stücke, die im Buche nicht ausgeführt sind. Auf Langes Grundanschauungen beruht die Darstellung des Gegenstandes, die ich im Unterrichte zu geben pflegte und im Folgenden skizziere.

Das Wörtchen εἰ, von αἴ etymologisch nicht verschieden, ist ursprünglich eine Interjektion, geeignet der Stimmung Ausdruck zu geben, die eine Aufforderung einen Wunsch ein Verlangen begleitet. Εἰ δ' ἄγε d. i. „he, mach zu“ oder „frisch, wohlan“; εἴ τις καλέσειε (Κ 111. Ω 74) „rufe doch einer“; εἴ ποτ' ἔην γε sehnsüchtig: „ach, es war wenigstens einmal“. Diese Partikel hat sich nun besonders im Eingang solcher Wunschsätze befestigt, denen eine bedingte Aussage folgte; und sie wurde — ob gleichzeitig oder erst unter dem Einfluß dieses Gebrauches, läßt sich nicht entscheiden — auch dazu verwandt, einen Aussagesatz einzuführen der eine Annahme hinstellte. So in der einfachsten Weise Ξ 125: τὰ δὲ μέλλετ' ἀκουέμεν, εἰ ἐτεόν περ („das werdet ihr gehört haben; ich nehme an, es ist auch wahr“), wo jeder Gedanke an eine Bedingung oder Einschränkung der Aussage dem zuversichtlichen Sinne des Diomedes, der vom Ruhme seines Vaters redet, widersprechen würde. In der Regel aber bezeichnete die mit εἰ eingeleitete Annahme einen Fall, unter dessen Voraussetzung etwas Weiteres behauptet werden sollte. Auf diesen zwei Wegen, vom Wunsch und von der Fallsetzung aus, sind die griechischen Bedingungssätze entstanden.

I. Daß auch der fallsetzende εἰ-Satz seinem Ursprunge nach selbständig war, lassen die — naturgemäß nicht sehr zahlreichen — Beispiele noch erkennen, in denen er isoliert steht. Dahin rechne ich nicht Stellen wie φ 260 f. Φ 487 f.; denn da liegt wirklich eine hypothetische Periode vor, deren Nachsatz unterdrückt oder in ungewohnter Form gegeben wird. Aber wenn die Freier ihren Genossen schelten (ρ 483 f.):

> Ἀντίνο', οὐ μὲν κάλ' ἔβαλες δύστηνον ἀλήτην·
> οὐλόμεν', εἰ δή πού τις ἐπουράνιος θεός ἐστιν! —

so mag man aus den Gewohnheiten einer gealterten Sprache heraus ergänzen: „was dann?“ Gemeint war vermutlich nichts weiter als: „denke dir den Fall, daß es ein Gott ist!“ Ähnlich spricht Hephästos zu seiner Mutter Α 580 f., wo Leaf die richtige

Deutung gibt. Etwas anderer Art ist A 135 ff., weil hier ein zweiter εἰ-Satz gegenübergestellt wird und dieser mit einem Nachsatz versehen ist:

> ἀλλ' εἰ μὲν δώσουσι γέρας μεγάθυμοι Ἀχαιοί,
> ἄρσαντες κατὰ θυμόν, ὅπως ἀντάξιον ἔσται, —
> εἰ δέ κε μὴ δώωσιν, ἐγὼ δέ κεν αὐτὸς ἕλωμαι.

Hier können wir wörtlich nachbilden: „Entweder die Achäer geben mir ein Geschenk, — oder sie geben keines, dann werde ich . . . .“ Im letzten Verse ist das δέ des Nachsatzes bemerkenswert, auch ein Zeichen für die frühere Selbständigkeit des Vordersatzes. Von der gleichen Art, nur mit ἀλλά, bietet derselbe Gesang noch eine schöne Probe, in den Mahnworten Nestors an den Peliden, A 280 f.:

> εἰ δὲ σὺ καρτερός ἐσσι θεὰ δέ σε γείνατο μήτηρ,
> ἀλλ' ὅδε φέρτερός ἐστιν, ἐπεὶ πλεόνεσσιν ἀνάσσει.

„Gewiß, du bist stark, weil eine Göttin dich geboren hat; aber dieser ist vornehmer, da er über mehr Leute gebietet.“ —, Scheinbare Ellipse und ein δέ im Nachsatze verbunden haben wir Z 150 f., wo Glaukos von Diomedes über seine Abstammung gefragt ist und, im Zusammenhang der Rede, antwortet:

> εἰ δ' ἐθέλεις καὶ ταῦτα δαήμεναι ὄφρ' ἐὺ εἰδῇς,
> ἡμετέρην γενεήν — πολλοὶ δέ μιν ἄνδρες ἴσασιν.

„Doch du willst ja auch dies erfahren um es genau zu wissen, meine Herkunft — die kennen viele Menschen“. Nach grammatischem Schema würde man ergänzen: „wenn du wissen willst, so gebe ich zur Antwort“; Homer empfand den Gedanken einfacher und lebendiger. Im übrigen läßt sich natürlich oft nicht entscheiden, ob der ursprüngliche Sinn einer syntaktischen Form dem Dichter selber bewußt gewesen ist, oder sich bloß deshalb in seiner Sprache leichter erkennen läßt, weil sie der Zeit, in der solche Formen entstanden sind, näher steht als die Literatursprache. Nur darüber sollte kein Zweifel sein,

daß Singularitäten wie die hier besprochenen nicht auf das Prokrustes-Bette der Schulgrammatik gespannt werden dürfen, sondern einzeln ein psychologisches und geschichtliches Verstehen fordern, wo denn oft gerade sie den Anhalt bieten um zu sehen, aus was für Elementen die späteren Normalformen entstanden sind.

Der sogenannte Realis wäre erledigt; aber auch der zweite Fall, den die Schüler gern „Eventualis" nennen, bedarf nur noch einer kurzen Erläuterung. Wenn die Annahme, die gemacht werden soll, sich auf die Zukunft bezieht, so kann entweder das Futurum benutzt werden (εἰ μὲν δώσουσι) oder der Konjunktiv mit κεν (εἰ δέ κε μὴ δώωσιν). Diesen Modus haben wir als sachlich gleichwertig mit dem Indikativ des Futurs früher (S. 112) kennen gelernt und brauchen ihn hier bloß einzusetzen. Zwar findet sich ἤν, aus ἐάν kontrahiert, an etwa drei Dutzend Stellen schon bei Homer; aber mehr als doppelt so oft dienen εἴ κεν, εἰ μέν κεν, εἰ δέ κε dazu die Fallsetzung einzuführen. So hält es nicht schwer einzusehen, daß in Sätzen wie μ 53 εἰ δέ κε λίσσηαι oder Σ 273 εἰ δ' ἂν ἐμοῖς ἐπέεσσι πιθώμεθα so gut wie in hypothetischen Relativsätzen die Modalpartikel eigentlich zum Verbum gehört und daß nur durch den langen Gebrauch ἄν mit εἰ zu ἐάν verschmolzen ist. Ein Obersekundaner, dem dies klar geworden ist, hat einmal eine historisch richtige Ansicht gewonnen; sodann aber ist ihm die ganze Schwierigkeit erspart, die in dem besonderen Kondizionalfall liegen könnte, den das Griechische scheinbar mehr hat als das Lateinische. Er erkennt ihn als Spezialfall des ersten und findet hier im Bedingungsatze denselben Modus als Ausdruck der Zukunft wieder, der ihm in selbständigen Sätzen seit Beginn der Homerlektüre vertraut geworden ist.

II. Noch vollständiger und deutlicher stellt sich bei den wunschartigen Bedingungsätzen der Entwickelungsgang dar. Auch hier greifen wir auf den Modusgebrauch in Hauptsätzen (S. 112) zurück, der uns eine doppelte Reihe, potential und irreal, erwarten läßt.

a) Den Anfang machen auf beiden Seiten Beispiele, in denen Wunsch und bedingte Aussage noch grammatisch unverbunden dastehen. So υ 236 f. in der Antwort des Rinderhirten an den Bettler, der soeben die Heimkehr des Königs angekündigt hat:

αἲ γὰρ τοῦτο, ξεῖνε, ἔπος τελέσειε Κρονίων!
γνοίης χ', οἵη ἐμὴ δύναμις καὶ χεῖρες ἕπονται.

Ganz ähnlich P 561 ff. δ 341 ff. φ 372 ff. Spärlicher sind Beispiele der irrealen Art; nur eins weiß ich mit Sicherheit anzuführen, Θ 366 ff. Dort vereinigen sich Athene und Here im Unwillen über die Not der Achäer, die von Zeus verschuldet sei; seine Tochter gedenkt der Hilfe, die sie einst ihm zu Liebe dem Herakles gebracht hat, und ruft aus:

εἰ γὰρ ἐγὼ τάδε ᾔδε' ἐνὶ φρεσὶ πευκαλίμῃσιν,
εὖτέ μιν εἰς 'Αίδαο πυλάρταο προέπεμψεν
ἐξ ἐρέβευς ἄξοντα κύνα στυγεροῦ 'Αίδαο!
οὐκ ἂν ὑπεξέφυγε Στυγὸς ὕδατος αἰπὰ ῥέεθρα.

Die Interpunktion ist in den meisten Ausgaben, auch der meinigen, falsch; Düntzer und Hentze haben das Richtige. Durch den sachlichen Zusammenhang ist die Möglichkeit ausgeschlossen εἰ γὰρ κτλ. als Begründung zu verstehen. Athene meint: „Das hätte ich nur wissen sollen! dann wäre er damals nicht entkommen".

b) Die Verbindung von Wunsch und bedingter Aussage machte sich so natürlich, daß die aneinander gerückten Sätze bald als ein grammatisches Ganze empfunden wurden. 'Αλλ' εἴ μοί τι πίθοιο, τό κεν πολὺ κέρδιον εἴη (H 28): das ist eine fertige hypothetische Periode, die sich aber ohne weiteres so zerlegen läßt, daß beide Teile wieder selbständig werden. Ebenso O 49 ff., wo Zeus zu seiner Gemahlin, und ι 456 ff., wo der Kyklop zum Widder spricht, und beide etwas das sie wünschen als Bedingung hinstellen. Dasselbe findet sich mehrfach im irrealen Verhältnis. Wo Patroklos im Eifer des Kampfes, das Verbot seines Freundes vergessend, sich fortreißen läßt, heißt es (Π 684 ff.):

Πάτροκλος δ' ἵπποισι καὶ Αὐτομέδοντι κελεύσας
685 Τρῶας καὶ Λυκίους μετεκίαθε, καὶ μέγ' ἀάσθη
νήπιος· εἰ δὲ ἔπος Πηληιάδαο φύλαξεν,
ἦ τ' ἂν ὑπέκφυγε κῆρα κακὴν μέλανος θανάτοιο.

Sicher wünscht der teilnehmende Dichter, daß Patroklos das Verbot gehalten hätte; so wünscht δ 732 Penelope, daß ihr des Sohnes Absicht zu verreisen vorher bekannt geworden wäre, ω 284 Laertes, daß der Fremde den Gastfreund lebend angetroffen hätte: aber im Zusammenhang der Rede ist der Inhalt all dieser Wünsche als Bedingung ausgesprochen.

c) Eine weitere Stufe ist da erreicht, wo die Bedingung mit den Wünschen des Redenden nichts mehr zu tun hat, vielleicht gar ihnen widerspricht. So, wenn Phönix die harte Ablehnung, die Achill den Bitten des Königs Agamemnon entgegenstellt, für dén Fall gelten lassen will, daß jener keine Geschenke böte, I 515. 517 f.:

εἰ μὲν γὰρ μὴ δῶρα φέροι τὰ δ' ὄπισθ' ὀνομάζοι ....
οὐκ ἂν ἐγώ γέ σε μῆνιν ἀπορρίψαντα κελοίμην
Ἀργείοισιν ἀμυνέμεναι.

Auch Zeus, wo er den Ares bedroht (E 897 f.):

εἰ δέ τευ ἐξ ἄλλου γε θεῶν γένευ ὧδ' ἀίδηλος,
καί κεν δὴ πάλαι ἦσθα ἐνέρτερος Οὐρανιώνων, —

will nicht sagen, er wünsche, daß Ares nicht sein Sohn wäre; gleich darauf läßt er ja durch Päeon seine Wunden verbinden. Zweifeln könnte man Ψ 526 f., wo es der Gesinnung des Erzählers allerdings entsprechen würde, für Menelaos gegen Antilochos Partei zu nehmen; aber wer die Worte (εἰ δέ κ' ἔτι προτέρω γένετο δρόμος) unbefangen liest, wird kaum behaupten wollen, daß diese Gesinnung gerade hier, in Gestalt eines Wunsches, zum Ausdruck komme. — In all solchen Fällen ist die Stellung des bedingenden Satzes, vor dem bedingten, das einzige was an das ursprüngliche Gedankenverhältnis erinnert.

III. Zuletzt verschwindet auch dieser Rest. Es ist schon bei Homer häufig genug, daß der bedingende Satz nachgestellt ist, und zwar im Potentialis und Irrealis so gut wie im sogenannten Realis und seiner Nebenform. Τούτῳ μὲν γὰρ κῦδος ἅμ' ἕψεται, εἴ κεν 'Αχαιοὶ Τρῶας δῃώσωσιν, sagt Diomedes Δ 415 f. Mehr Beispiele herzuschreiben ist nicht nötig; Ξ 196, ε 178, E 679 f. sind solche, die jedes als Vertreter einer Gruppe von ähnlichen gelten können. — Hier hat die Entwickelung ihr Ende erreicht: die reife Frucht löst sich von der Stelle, an der sie erwachsen ist. Die Sprache schaltet frei mit den ausgebildeten Formen und fürchtet nicht, undeutlich zu werden, wenn sie das, was durch die Natur der Sache das Vorausgesetzte ist, äußerlich nachsetzt.

Aus unserer Ableitung wird ganz von selber auch klar, warum die Negation im Bedingungsatze μή lautet. Im ursprünglichen Wunsch konnte es nicht anders sein und ist nie anders geworden. Für die Fallsetzung aber war οὐ das Gegebene, und es findet sich bekanntlich mehrfach in der älteren Sprache wie auch noch im Attischen: εἰ δ' οὐ κείνου γ' ἐσσί β 274, εἰ δέ τοι οὐ δώσει Ω 296, εἰ ἐν ταύταις οὐ μαχεῖται ταῖς ἡμέραις Xen. Anab. I 7, 18, u. ä. Man pflegt diese Ausnahmen dadurch zu erklären, daß οὐ mit dem Worte, vor dem es stehe, éinen festen Begriff bilde; aber das läßt sich manchmal nur mit großer Gewaltsamkeit dartun. Auch bedarf es solcher Entschuldigung gar nicht. Nur durch Angleichung an die wunschartigen Bedingungsätze haben die fallsetzenden das μή angenommen; und es kann nicht wunder nehmen, wenn das von alters her berechtigte οὐ immer einmal wieder auftaucht[100]).

So löst sich auch für den Schüler die scheinbare Willkür der früher gelernten Regel, daß nach εἰ und ἐάν kein οὐ stehen dürfe; und das ist gewiß nicht unnütz. Wichtiger ist doch auch hier der allgemeine Gewinn der Anschauung, die ihm aufgeht: wie logische und sprachliche Formen, die, wo sie fertig vorliegen, ein System zu bilden scheinen, doch keineswegs als solches erdacht sind, sondern von verschiedenen

Seiten her sich zu einem Ganzen zusammengefunden haben, das so, wie es nun ist, niemand vorhergesehen oder gewollt hatte. Überall in der Welt geht es so zu. In wirtschaftlichen und in politischen Verhältnissen, in den Formen der Religion wie des Rechtes soll der Jüngling, der sich zum Manne entwickelt, den gleichen Vorgang verstehen lernen. So vermag ich den Glauben nicht aufzugeben, daß ihn für die Aufgaben, die seiner warten, ein Unterricht gut ausrüstet, der ihn an einem friedlichen, aller Leidenschaft entrückten und doch in sich wertvollen Stoff die Grundzüge des organischen Wachstums im Geistesleben kennen lehrt und seinen Blick dafür schärft. Dieser Stoff ist die Sprache.

Schluß.

Wissenschaft und Praxis.

Was gelten soll, muß wirken und muß dienen.
Antonio.

Als Friedrich August Wolf das philologische Seminar einrichtete, wollte er eine Anstalt schaffen, durch welche angehende Lehrer auf die praktische Ausübung ihres Berufes vorbereitet würden. Daraus ist allmählich etwas recht anderes geworden. Die jetzigen Universitätseminare sind Pflegestätten gelehrter Forschung, denen nicht mit Unrecht der Vorwurf gemacht wird, daß sie die Arbeitskraft ihrer Mitglieder zu früh und einseitig für wissenschaftliche Einzelfragen in Anspruch nehmen, Untersuchungen an abgelegenen, möglichst wenig noch bebauten Stellen des klassischen Altertums veranlassen, anstatt zur Umfassung und Durchdringung derjenigen Stoffe anzuleiten, mit denen die jungen Philologen später, am Gymnasium, zu tun haben werden. Der tatsächlichen Entwickelung ist, wie es zu gehen pflegt, die theoretische Formulierung gefolgt. Allenthalben kann man — oder konnte bis vor kurzem — es aussprechen hören, daß die Universitäten dazu da seien, die Wissenschaft um ihrer selbst willen zu pflegen, nicht, sie irgend welchen praktischen Bedürfnissen dienstbar zu machen[101]). Die Anhänger dieser Ansicht merken gar nicht, wie sie gerade das Schlimme, das sie bekämpfen möchten, zu fördern geschäftig sind.

Jeder Irrtum enthält ein Moment der Wahrheit, und das ist hier die berechtigte Abneigung gegen handwerksmäßigen, durch äußere Rücksichten beengten Betrieb einer geistigen Tätigkeit; das banausische Element wünschen die akademischen Lehrer ihren Zuhörern, den künftigen Erziehern der Jugend, fernzuhalten. Aber indem sie die Hochschule von der Pflicht, auf den späteren Beruf die Studenten vorzubereiten, lossprechen, nötigen sie dazu, daß für diese Vorbereitung andere Veranstaltungen getroffen werden, die außerhalb des akademischen Lebens stehen und dem Zusammenhang mit der freien, frischen Bewegung der Wissenschaft entrückt sind. So war die Einrichtung der pädagogischen Seminare, die im Jahre 1890 mit vielen höheren Schulen verbunden wurden, nicht ohne Gefahr. Je mehr Gewicht auf die Ausbildung der jungen Lehrer in der Methode des Unterrichtens gelegt wurde, desto mehr trat in der Schätzung ihrer Berufsarbeit die Wissenschaft zurück. Vergleicht man heutige Grammatiken, Ausgaben, Erklärungschriften mit solchen, die vor dreißig Jahren entstanden sind und gebraucht wurden, so sieht man, wie verderblich die neue Richtung bereits gewirkt hat. Daß ein Schulbuch nichts taugt, aus dem nicht auch der Lehrer etwas lernen kann, und daß niemand ein solches Buch schreiben soll, wenn er nicht auf Grund selbständiger Arbeit auch für die Wissenschaft etwas Förderliches leistet oder anderwärts geleistet hat: diese Grundsätze galten früher als selbstverständlich, heute erscheinen sie beinahe paradox. Dagegen wird mit feierlicher Miene versichert: der Unterricht an den höheren Schulen muß hinsichtlich der Festigkeit des didaktisch-pädagogischen Bewußtseins, das ihn beherrscht, auf die Stufe des Elementarunterrichts gestellt werden. Möchten doch die Professoren der Philologie immer mehr erkennen, daß eben sie diesem Ziele zudrängen helfen, wenn sie es verschmähen in ihren Vorträgen und Übungen dem künftigen Berufe ihrer Zuhörer Rechnung zu tragen.

Der höhere Unterricht ist etwas anderes als der der Volksschule, nicht nur dem Grade, noch viel mehr der Art nach.

Dort gilt es, ein feststehendes und fest begrenztes Wissen zu gleichmäßiger Aneignung zu bringen; hier wollen wir durch Wissen das Denken fördern, individuelle Unterschiede der Begabung wecken und junge Menschen, aus denen später einmal führende Männer werden sollen, zwar nicht alle zu produktiver geistiger Tätigkeit, aber doch zu der Fähigkeit erziehen, auf eigene Hand ihr Wissen zu erweitern und in schwierigen Fragen sich selber ein Urteil zu bilden. Leben aber wird nur durch Leben erzeugt. Einer der modernen Erziehungskünstler schalt einmal auf einen Lateinlehrer, der mit seinen Sekundanern ohne Rücksicht auf einen Kanon immer die Bücher des Livius gelesen habe, mit denen er selbst gerade aus Anlaß einer wissenschaftlichen Arbeit beschäftigt war. Möge es uns nie an Lehrern fehlen, die sich solchen Tadel verdienen! Die Schüler haben zehnmal mehr Gewinn davon, wenn sie an dem geistigen Schaffen eines gescheiten und lebendigen Mannes teilnehmen können, als wenn die Lehrkraft „Kunze Nr. 897“ ihnen einen normalen Lehrstoff, nach Normalstufen aufgebaut, normaler Weise „darbietet“. Eben darum ist die Betriebsamkeit der Firma Herbart-Ziller-Stoy und aller, die ihr anverwandt sind, so verhängnisvoll — bei dem besten Willen der diese Männer beseelt —, weil sie die tiefe Verschiedenheit des höheren Unterrichtes vom elementaren verkennen. Für Lesen, Schreiben Rechnen mag es eine Methode geben, die zur Zeit die beste ist und nun zweckmäßiger Weise überall durchgeführt wird; für die Stoffe, an denen das Gymnasium seine Schüler wachsen lassen will, gibt es etwas Ähnliches nicht. Da ist immer nur dér Gang des Verstehens und Eindringens gut und förderlich, den der einzelne Lehrer durch seine wissenschaftliche Bewältigung des Gegenstandes erarbeitet hat. Nicht an den Stoff heranbringen soll er die Methode, sondern aus ihm heraus sie entwickeln.

Daran aber, daß Lust und Geschick hierzu gerade für das Fach der alten Sprachen im Laufe der Zeit abgenommen haben, sind doch am letzten Ende weder die Gelehrten noch die Pä-

dagogen schuld; es liegt eine sachliche Schwierigkeit zu Grunde, die wir erkennen sollen. Eben durch die glänzende Entwickelung, deren die philologische Wissenschaft als Forschung sich seit einigen Generationen erfreut, hat sie viel von den Eigenschaften verloren, auf denen ihr unvergleichlicher Wert für den Unterricht beruhte[102]). Früher sammelte man Tatsachen der Grammatik, um die Gesetze zu finden, nach denen geschrieben und doch auch gedacht werden sollte; Ausnahmen wurden als solche verzeichnet: jetzt sind die Ausnahmen fast wichtiger als die Regeln, weil von ihnen her ein eindringenderes Verständnis der Sprache gewonnen wird. Homers Dichtung bewunderten unsere Vorfahren als geschlossenes Kunstwerk; für die Bildung des Geschmackes gab es keinen besseren Weg, als daß man, Lessings Spuren folgend, die technischen Vollkommenheiten darin aufsuchte: heute bemühen wir uns, das Epos in seinem Werden zu verstehen mit Hilfe der Unebenheiten und Anstöße, die darin als Spuren seiner Geschichte zurückgeblieben sind, Im Mittelpunkte der Beschäftigung mit den Tragikern steht jetzt Euripides, nicht mehr Sophokles: die abgeklärte Schönheit einer in sich ruhenden, gerundeten Schöpfung fesselt unser Geschlecht weniger als das Kämpfen und Ringen einer tiefen Menschenseele, die an den Rätseln des Daseins ruhelos und freilich erfolglos sich abmüht. In der römischen Geschichte glaubte man einfache und faßliche Typen aller politischen Verhältnisse und Entwickelungen zu besitzen, vorzüglich geeignet, um die Grundformen geschichtlichen Denkens in jungen Köpfen entstehen zu lassen: was ist davon geblieben? Wohin wir blicken in unserer Wissenschaft, da bietet sich eine überwältigende Fülle von neuen Tatsachen, Beobachtungen, Erkenntnissen, vor allem doch von Problemen; nirgends mehr jene schlichte Gesetzmäßigkeit und durchsichtige Klarheit, die dem klassischen Altertum eigen zu sein schienen. So ist das einfache und bequeme Verhältnis zwischen Wissenschaft und Praxis verloren gegangen — nicht anders als in der Theologie, seit man angefangen hat die Bibel

historisch zu betrachten. Rückgängig machen läßt sich eine solche Bewegung nicht; aber wohin soll sie führen? wohin kann sie geführt werden?

Die Antwort darf nicht zweifelhaft sein: wir sollen das Auge gegen die Gefahr nicht verschließen, den Widerspruch, der sich gebildet hat, scharf erfassen — und uns freuen, daß uns, ihn zu lösen, eine neue und große Aufgabe gestellt ist. Mit bezug auf die historische Sprachwissenschaft wurde das schon, im fünften Kapitel, ausgesprochen; aber es gilt allgemein. Es muß gelingen den lebendigen Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Praxis wiederzugewinnen. Daran haben beide ein gleich starkes Interesse.

In vergangenen Jahrhunderten hatte die klassische Philologie eine bescheidene, dienende Stellung; die *facultas artium* lieferte das sprachliche und logische Werkzeug, dessen man in den drei „oberen Fakultäten“ bedurfte. Aber eben indem jeder ihre Dienste in Anspruch nahm, war jeder auf sie angewiesen, keinem war sie entbehrlich. Jetzt ist Philologie als Forschung erstarkt, eine selbständige Wissenschaft gleich den älteren Schwestern, groß und vornehm — aber wer will etwas von ihr wissen? Den verlorenen Einfluß auf das geistige Leben der Nation wird sie nur dann zurückerobern, wenn sie sich der Pflichten wieder voll bewußt wird, die sie der Gesamtheit gegenüber hat; und das sind Pflichten der Erziehung. Ist es noch nötig diesen Gedanken gegen die Mißdeutung zu verteidigen, als mutete ich den Meistern der Wissenschaft zu ihre Schüler für einen praktischen Beruf „abzurichten“? Vielmehr können sie selbst nur gewinnen, wenn sie, dem jüngst von Wilamowitz gegebenen Beispiele folgend, wieder daran denken, daß es von alters her der Beruf der klassischen Philologie war an der Veredlung des Menschengeschlechtes zu arbeiten. Die Elemente, die dazu geeignet sind, herauszufinden und wirksam zu machen, ist eine schöne, des freiesten Geistes würdige Bemühung, ein heilsames Gegengewicht gegen das überhandnehmende Spezialistentum, das nach dem Werte des Stoffes, den es bearbeitet,

grundsätzlich nicht fragt. Die Mathematik hat noch immer ihren Vorteil darin erkannt, solche Probleme zu behandeln, die ihr von der Naturforschung, also gewissermaßen als praktische Aufgaben gestellt wurden; der Anschluß an die wirkliche Welt bewahrte vor luftiger Verstiegenheit. So wird auch die klassische Philologie, wenn sie sich ihrer Stellung zum praktischen Leben aufs neue erinnert und die erzieherische Mission, die sie darin zu erfüllen hat, recht erfaßt, nicht Einengung und Erstarrung erleiden, sondern zur Entwickelung frischer Kräfte befruchtet werden.

Das Gymnasium seinerseits könnte nichts Verkehrteres tun, als wenn es der Richtung nachgäbe, nach der die moderne Pödagogik es hindrängt, wenn es eine besondere „Schulphilologie" aufstellte, und sich für berechtigt hielte den Stoff den die Wissenschaft bietet *in usum Delphini* zurechtzumachen, zu beschneiden, umzuformen. Äußerlich mag es ja noch durchgesetzt werden, daß man dem Latein der Schule eine Gesetzmäßigkeit auferlegt, von der die lebendige Sprache nichts wußte; daß man fortfährt, Cicero als großen Denker und klugen Staatsmann zu verherrlichen, in Horaz das Ideal eines Lyrikers und eines Weisen zu verehren; daß man in der alten Geschichte die Perioden der Staatenbildung, vor Pyrrhus und vor den Perserkriegen, überspringt, weil sie durch ihren Reichtum an Problemen unbequem sind; daß man in der politischen Entwickelung die Macht der wirtschaftlichen Faktoren ignoriert, um typische Persönlichkeiten mit schlichten, entweder guten oder bösen Beweggründen zu haben. Das alles mag eine Zeit lang so gehen. Aber damit erweitert sich nur eine Kluft, die zu überbrücken unser ernstestes Bemühen sein sollte: zwischen dem Stück Leben, das unsere Jugend innerhalb der Klassenwände führt, und dem größeren draußen. Dort nämlich, in Familie und Gesellschaft, in der Lektüre wie im Theater, bleiben die Jungen dem Einfluß des neuen Denkens und der neuen Wissenschaft doch nicht entrückt; in der Schule bezeigen sie dem klassischen Altertum die geforderte Ehrerbietung, daheim aber

lächeln sie darüber und suchen sich andere geistige Nahrung, die ihnen als Söhnen des zwanzigsten Jahrhunderts zuträglicher erscheint. Aber wir dürfen sie nicht so loslassen; wir müssen mit ihnen hinaustreten, ihnen zeigen, wie eben in diesem modernen, viel bewegten und viel zerrissenen Leben das Altertum als eine fortwirkende Macht mitten inne steht. Und wenn die Wissenschaft, die von diesem Altertum handelt, heute weniger als sonst einen reinlichen Bestand gesicherter Ergebnisse, dagegen eine um so größere Fülle ungelöster Fragen aufweist, so ist eben auch sie ein Kind ihrer Zeit, und ist gerade auf ihrer gegenwärtigen Stufe vorzüglich dazu geeignet, daß an ihr ein Geschlecht sich bilde, dem auch die Wirklichkeit statt gesicherter Verhältnisse einen Reichtum an Fragen bietet die der Lösung harren. Da mag denn in der Jugend die Kraft des Prüfens, Abwägens, Urteilens geübt werden, die später im Dienste ernster männlicher Berufsarbeit betätigt werden soll.

Zu solcher Erziehung beizutragen wird nur ein Unterricht imstande sein, der sich mit dem Teile der modernen Gedankenwelt der ihm am nächsten steht, d. i. mit der modernen Wissenschaft, in lebendigem Austausch befindet. Soll die klassische Philologie als eine erziehende Macht nicht abdanken, so kommt alles darauf an, dieses Wechselverhältnis zu erhalten, oder, wo es zerstört ist, wiederherzustellen. Wie das durchzuführen sei, wie in der Behandlung der römischen und griechischen Geschichte, in der Erklärung von Werken der Literatur, in der Charakteristik und Beurteilung der Autoren, in der Würdigung antiker Kunstweise[103]), in der Schilderung des alten Kulturlebens der Stand und die Art der neueren Forschung mit ihrer verwirrenden Mannigfaltigkeit doch für den Unterricht fruchtbar gemacht werden können: das läßt sich kurz und theoretisch nicht beantworten, es muß praktisch gezeigt werden. Ein Versuch dazu, für das Gebiet der Sprache, ist hier gemacht worden.

Anmerkungen.

1. (S. 1.) Zu keiner Zeit hat es wohl an der Erfahrung gefehlt, daß der grammatische Unterricht im Eifer des Gefechtes leicht übertrieben wird, noch auch an Versuchen dem entgegenzuwirken. In einer für die Flensburger Gelehrtenschule bestimmten Verordnung, die auf Antrag und nach dem Gutachten des damaligen Rektors Johannes Möller von Bürgermeister und Rat 18. Dezember 1720 erlassen und durch König Friedrich IV. von Dänemark 18. Mai 1722 bestätigt worden ist, beginnt § 15 so: „Die Menge der Regeln „in denen *Grammaticis,* so auswendig gelernt werden, können, so „viel thunlich, vermindert, und nur die nothwendigsten vorgegeben; „die übrigen aber bey der *Analysi* der *Auctorum* und *Construction* „der *Exercitien* durch stetige Aufschlagung und Herlesung beygebracht werden."

2. (S. 3.) Material zu einer Würdigung der Lehrpläne von 1891 bieten meine Aufsätze in den Preuß. Jahrbüchern: „Das Ergebnis der Schulkonferenz" 67 (1891) S. 88 ff. und „Die neuen Lehrpläne" 69 (1892) S. 256 ff. Dazu vergl. „Der Sinn der neuesten Schulreform", ebenda 105 (1901) S. 19—38.

3. (S. 6.) Daß die Gefährdung des Griechischen nicht leicht genommen werden darf, habe ich genauer begründet in der „Duplik in Sachen des Reformgymnasiums" (1903) S. 16 f. [vorher erschienen in den „Neuen Jahrbüchern für Pädagogik", im selben Jahre] und in dem Aufsatz „Die Kasseler Versammlung der Reformschulmänner und was aus ihr zu lernen ist" (Neue Jahrb. XII, 1903) S. 283 f.

4. (S. 7.) Aus den Verhandlungen der 6. Direktoren-Konferenz von Hannover, 1891, S. 30. — Schuberts Erzählung „Der Wolf und das Geigerlein" ist bekannt.

5. (S. 8.) Die bloße Versicherung mancher Recensenten der ersten Auflage, daß dies eine Übertreibung sei die der guten Sache schade, vermag mich nicht zu erschüttern. Es käme darauf an zu

zeigen, daß in den bestimmten Fällen — die man jetzt im Index notiert findet —, in denen ich einen psychologischen Zusammenhang zwischen logischer Klarheit und sittlicher Rechtschaffenheit des Denkens dargetan habe, ein Irrtum vorliege.

6. (S. 9.) So richtig Plüß, dem Kaibel nicht hat folgen mögen. Von verwandter Art ist Iphig. Taur. 1083 ἐκ πατροκτόνου χερός „aus der Hand des tötenden Vaters".

7. (S. 14.) Auch Kochs Griechische Schulgrammatik hat, mindestens schon 1884, bei der Lehre vom Akkusativ den Begriff des afficierten und des efficierten Objektes. Die Frage der Priorität sicher zu entscheiden war mir nicht möglich.

8. (S. 15.) Hermann Perthes, Lateinische Formenlehre (1876) § 14. Von ihm hat Waldeck den Ausdruck übernommen.

9. (S. 16.) Vgl. hierüber meine pseudonym erschienene Schrift „Ein Wort für unsere Fremdwörter" von Ludwig Logander (Kiel und Leipzig, 1888); ferner den Aufsatz „Noch einmal die Fremdwörter", Preuß. Jahrb. 91 (1898) S. 84 ff. Gegen diesen richten sich: H. Dunger, „Eine neue Verteidigung der Fremdwörter" (Zeitschr. d. allgem. deutschen Sprachvereins XIII [1898] Nr. 4), und A. Hausding, Das Fremdwortübel, Berlin 1898.

10. (S. 17.) Zu welchen Verkehrtheiten der Versuch führt, gerade solche äußerlich einfachen und im Grunde sehr schwer faßbaren Begriffe deutsch auszudrücken, zeigt Jean Paul in der heiteren kleinen Verhandlung zwischen Donatus und neun deutschen Grammatikern, mitgeteilt von Philipp Wackernagel in Bd. IV seines Deutschen Lesebuches („Der Unterricht in der Muttersprache" 1851) S. 81—83.

11. (S. 19.) Dies gibt auch Karl Scheffler zu in der Vorrede seines Schriftchens „Die Schule. Verdeutschung der hauptsächlichsten entbehrlichen Fremdwörter der Schulsprache" (Berlin 1896), das als siebentes der „Verdeutschungsbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins" erschienen ist.

12. (S. 22.) Eine sehr gründliche Untersuchung gibt Karl Gneiße, „Deduktion und Induktion. Eine Begriffsbestimmung", Straßburg 1899.

13. (S. 23.) Die Ausführlichkeit, mit der Waldeck (Die Methode in den alten Sprachen nach den neuen Lehrplänen, Lehrpr. u. Lehrg. 48 [1896] S. 12 ff.) die irrige Auffassung der Induktion bekämpft, läßt erkennen, daß auch er Beispiele davon erlebt hat.

14. (S. 25.) Gustav Sorof, „Induktives Lehrverfahren im lateinischen und griechischen Unterricht" (Zeitschr. f. Gymnasialw. LII [1898] S. 500 ff.), warnt mit Recht (S. 501. 513) vor einseitiger Pflege

des induktiven Verfahrens, gerade auch in der Formenlehre, scheint mir aber mit solcher Warnung noch nicht kräftig genug vorzugehen.

15. (S. 25.) Daß diesen auch eine Schulgrammatik andeuten kann, ohne ins Breite zu gehen, zeigt die Behandlung dieses Gegenstandes in Reinhardts Lateinischer Satzlehre (schon 1896) § 181 Anm. 4.

16. (S. 26.) Für die Schule wird man mit der zwiefachen Bedeutung in der Regel ausreichen; genau genommen kommt als dritte noch die mediale hinzu, wie Brugmann ausführt an einer Stelle, auf die ich erst neuerdings aufmerksam geworden bin: „Die mit dem Suffix *-to-* gebildeten Participia im Verbalsystem des Lateinischen und des Umbrisch-Oskischen. Eine syntaktische Untersuchung", Idgm. Forschungen V (1895) Heft 2. Hierher gehören daraus S. 118 ff. — Weitere Beispiele aus Latein und Griechisch s. Kunst d. Übers. [3] S. 53 f.

17. (S. 28.) Bei Homer kommen manche Verba nur in Formen des Präsensstammes, andere nur in Aoristformen vor. Beobachtungen darüber mit treffender Erläuterung bietet Gustav Herbig Idgm. Forschungen VI (1896) S. 220 f. in seinem Aufsatz über „Aktionsart und Zeitstufe".

17a. (S. 29.) Osthoff dehnt die überaus fruchtbare Untersuchung auch auf Pronomina und Zahlwörter, auf Verwandtschaftsnamen *(sohn tochter, bruder schwester,* doch uniformierend *filius filia,* ἀδελφός ἀδελφή; das Eindringen der *schwieger-*Zusammensetzungen im Deutschen), auf weibliche und männliche Tiernamen aus. Jeder Lehrer, sei es einer alten oder neuen Sprache, wird in der Schrift, der man deshalb einen bequem zugänglichen Neudruck wünschen möchte, reiche Anregung finden.

18. (S. 31.) v. d. Gabelentz: Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Erfolge (1891), S. 130; ähnlich und ausführlicher S. 87. Der Gedanke ist von ihm einleuchtend und überzeugend ausgeführt.

19. (S. 33.) Anders Armin Dittmar, Studien zur lateinischen Moduslehre (1897) S. 300. Sein Versuch, den ganzen Gebrauch der Modi aus je einer grundlegenden Bedeutung abzuleiten (der Indikativ zuversichtlich, ohne Gedanken an einen möglichen Widerspruch, „suverän"; der Konjunktiv „polemisch", den erwarteten Widerspruch im voraus ablehnend), scheitert gerade besonders deutlich an solchen Satzformen, in denen beide Modi möglich sind, also die Vergleichung erleichtert wird. —

20. (S. 35.) Von eben diesem Gesichtspunkt aus sind die abhängig werdenden bedingten Sätze des irrealen Falles behandelt

in Harres Lateinischer Schulgrammatik § 250, 2. 3 und in der von Ziemer (1893) § 313.

21. (S. 37.) Über diesen Zug im homerischen Denken s. Rhein. Mus. 47 (1892) S. 88 f. 91, wo mehr Beispiele gegeben sind. Genaueres über direkte und indirekte Rede bei Homer findet man in „Grundfragen der Homerkritik“ (1895) S. 257 ff.

22. (S. 38.) Nicht richtig erklärt Halm das *fuerat* damit, daß im übergeordneten Satz „eine nach einiger Zeit eingetretene Handlung bezeichnet“ sei. Auch wenn die Anklage unmittelbar nach Niederlegung der Censur begonnen hätte, müßte es diesmal, dem Imperf. *vocabat* entsprechend, *postquam fuerat* heißen.

23. (S. 40.) Armin Dittmar, „Der echte Accusativus cum Infinitivo“ (Neue Jahrbb. VIII [1901] S. 258—276), im Zusammenhang einer Reihe von Aufsätzen, die er „Grammatische Zukunftsgedanken“ überschreibt. Dem psychologischen Nachweis, den er an Beispielen aus dem älteren Latein führt, folgt man mit Vergnügen. Widerspruch erweckt nur, hier wie beim Konjunktiv (vgl. oben Anm. 19), die Einseitigkeit, womit er eine für einen Teil der Erscheinungen zutreffende Deutung auf alle anwenden will; auch der Acc. c. inf. bei den Verben des Denkens und Sagens soll aus dem absoluten Infinitiv des Ausrufes entstanden sein (s. besonders S. 262. 266 f.).

24. (S. 41.) Früher suchte man den Akkusativ beim Infinitiv philosophisch zu erklären: der Akkusativ sei das Wort an sich, „ohne weitere Bestimmung oder Bezeichnung“ (so Madvig, Lat. Sprachl. § 222, Anm. 1); oder: der Infinitiv sei immer das Objekt der Aussage, wenn auch nicht grammatisch, so doch logisch, und könne deshalb ein Nomen nur im Akkusativ bei sich haben (so Schömann, Lehre von den Redeteilen [1862] S. 46 f.). Es ist lehrreich und kann helfen bescheiden machen, wenn ein so gescheiter Mann wie Schömann so völlig Verkehrtes in dieser Frage und so siegesbewußt sagen konnte, wie er in einer Polemik gegen Miklosich (in Fleckeisens Jahrbb. 101 [1870] S. 187 ff.), bloß weil er sich nicht entschließen mochte einmal versuchsweise in die ihm fremde Anschauungsart des Gegners sich hineinzudenken. Für die Schule ist die historische Erklärung des Acc. c. inf. durch Georg Curtius eingeführt worden (Griech. Schulgr. § 566, Anm. 1). — Vgl. S. 175.

25. (S. 41.) Etwas anders liegt die Sache, wenn man den lateinischen Unterricht in Tertia, mit schon reiferen Schülern, beginnt. In Reinhardts Satzlehre ist deshalb verständlicher Weise die historische Erklärung den Beispielen vorangestellt (§ 112). Nach dem Bericht aber, den Joseph Wulff über „den lateinischen Anfangsunterricht im Frankfurter Lehrplan“ gegeben hat (Leipzig u. Frank-

furt a/M. 1902) scheint es (S. 31), als habe es sich doch auch dort praktischer erwiesen, von der fertigen äußeren Regel auszugehen. — Zur weiteren Würdigung des Einflusses, den der spätere Anfang des Lateinischen auf die Behandlung der syntaktischen Elemente ausübt, vgl. meine oben (Anm. 3) citierte Duplik, S. 6—12.

26. (S. 41.) Mit Lattmanns Auffassung des absoluten Ablativs stimmt im Grunde überein die von Otto Keller (Zur lateinischen Sprachgeschichte II [1895] S. 333 ff.), nur daß hier der Versuch gemacht wird, unter den mancherlei adverbiellen Beziehungen, die der partizipiale Ablativ ausdrücken konnte, die des Woher als die ursprüngliche zu erweisen. Den richtigen Weg geht auch die Darstellung in Reinhardts Satzlehre, § 95.

27. (S. 46.) In dem sonst so sorgfältigen Lexikon von Georges heißt es bei den Verben, die einen indirekten Fragesatz regieren, statt dessen mit schlimmer Konsequenz: „Relativsatz".

28. (S. 46.) Die hier gegebene Deutung scheint mir einfacher und natürlicher als die von Dittmar (in dem Anm. 19 citierten Buche S. 315): „*Te valere gaudeo* ist der unmittelbare Ausdruck der leb„haften Empfindung, der Satz ist ein Produkt der Gefühlstätigkeit. „*Quod vales gaudeo* ist das Ergebnis einer Überlegung, der Satz „ist ein Produkt der Verstandestätigkeit". Freilich muß, wer gerecht urteilen will, Dittmars Erklärung im Zusammenhange seiner allgemeinen Theorie würdigen, vor allem also seine Erklärung des Acc. c. inf. hinzunehmen, über die vorne (S. 40) kurz berichtet ist.

29. (S. 50.) Der Gedanke, mathematische Verhältnisse zur Erläuterung syntaktischer Beziehungen zu verwerten, ist weiter ausgeführt und mit einer Reihe neuer Beispiele belegt von Karl Menge, „Mathematisches im Sprachunterrichte", Gymnasium XVIII (1900) S. 665—674.

30. (S. 52.) Wilhelm Wundt: Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwickelungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte. Erster Band (Die Sprache) in zwei Teilen, Leipzig 1900. Der vorn angeführte Satz steht I 2 S. 607. — Durch dieses bedeutende Werk hervorgerufen ist eine Kritik von Bernhard Delbrück: Grundfragen der Sprachforschung, mit Rücksicht auf W. Wundts Sprachpsychologie erörtert, Straßburg 1901. Darauf hat Wundt wieder geantwortet: Sprachgeschichte und Sprachpsychologie, mit Rücksicht auf B. Delbrücks Grundfragen der Sprachforschung, Leipzig 1901.

31. (S. 52.) In meinen „Anmerkungen zur Odyssee" (Berlin, G. Grote, 1894—1897) ist durchweg der Versuch gemacht, diese Erkenntnis für die Schule zu verwerten und die Lektüre dadurch zu beleben, daß die Leser bei Stellen, die der Deutung bedürfen, an-

geregt werden sich vorzustellen, wie wohl, von welchen Geberden begleitet die Worte gesprochen worden sind.

32. (S. 54.) Noch ein Beispiel aus Plautus sei hinzugefügt, Cist. 316 ff.:

Sed quóm dicta huius intérpretor, haec hérclest, ut ego opinor,
Meum quaé corrumpit filium: suspiciost eam ésse,
Utpóte quam numquam viderim. de opinione crédo.

Dittmar (Stud. z. lat. Modusl. 127) meint, der Zusammenhang ergebe hier adversativen Sinn für den durch *utpote* eingeleiteten Relativsatz; es sei „demnach nicht richtig zu sagen, *utpote qui, quippe qui, ut qui* ständen nur in kausalen Sätzen". Aber der Satz mit *utpote* ist auch hier begründend, nur nicht zu *eam esse,* sondern zu dem betonten *suspiciost.*

33. (S. 55.) Steinthal, Assimilation u. Attraktion, psychologisch beleuchtet. Zeitschr. für Völkerpsych. u. Sprachwissensch. I; in seinen Gesammelten Schriften I S. 107—190.

34. (S. 57.) Auf dieser Ansicht beruht z. B. die Interpretation von Landgraf in seiner großen Ausgabe der Rosciana (Erlangen 1884).

35. (S. 59.) Fritz Mauthner, Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Bd. I, Sprache und Psychologie; Bd. II, Zur Sprachwissenschaft; Bd. III, Zur Grammatik und Logik. Stuttgart 1901. 1902.

36. (S. 64.) Dies ergibt sich aus dem Schweigen bei Wulff, in der oben (Anm. 25) citierten Schrift. Der Verfasser betont zwar den Vorteil, die lateinischen Formen mit reiferen Schülern aus den wissenschaftlich erkannten Bildungsgesetzen ableiten zu können, und rühmt Lattmanns Verdienst in dieser Beziehung (S. 6. 8), führt aber kein einziges Beispiel an.

37. (S. 66.) Wundt, Völkerpsychologie I 1 (1900) S. 348 ff.; der angezogene Satz S. 356; die Komplikation der Ursachen betont S. 360 f. Die Lehre, daß zwischen physiologischen und psychologischen Wirkungen in der Sprache kein Unterschied sei, hat Mauthner aufgenommen und arg übertrieben in dem Kapitel „Aus der Geschichte der Sprachwissenschaft" (II S. 33 ff.). — Gegen Wundts Kritik wendet sich Delbrück, Grundfragen S. 93 ff., nicht durchweg glücklich. Er eignet sich z. B. die von Paul herstammende Hypothese an, ein Hauptweg des Lautwandels sei der, daß eine Neuerung bei einem einzelnen beginne und sich infolge seines persönlichen Einflusses in immer weitere Kreise fortsetze, und bietet damit der Wundtschen Gegenkritik (Sprachgeschichte und Sprachpsychologie S. 59) einen günstigen Angriffspunkt. Wichtig aber ist bei Delbrück die Feststellung (S. 101 f.), daß es ausnahmslose Lautgesetze in der Tat gibt.

38. (S. 67.) E. P. Morris, On Principles and Methods in Latin Syntax, New York and London 1902; ein höchst lesenswertes, zum Denken aufregendes Buch. Die angezogene Stelle S. 52 ff. — Eine eingehende Kritik des Standpunktes von Morris hat Delbrück gegeben: „Die Grundbegriffe der Kasus und Modi, mit Beziehung auf Morris, Prinzipien der lateinischen Syntax", Neue Jahrb. IX (1902) S. 317—336, worin er für die Berechtigung, bestimmte Grundbegriffe anzunehmen, eintritt, übrigens die Selbständigkeit und den ernsten Wahrheitsinn des amerikanischen Gelehrten gebührend anerkennt.

39. (S. 70.) Über ἄν und κεν beim Indikativ des Futurs handelt van Herwerden Rev. de Philolol. N. S. VI (1882) p. 22 ss. Dazu vergl. meine Praefat. Iliad. § 6, I, 4.

40. (S. 71.) Hermann Ziemer, Junggrammatische Streifzüge im Gebiete der Syntax, 1882; zweite Aufl. 1883. Der Verfasser unternahm es mit Erfolg, das Erklärungsprinzip der fortwuchernden Analogie in größerem Umfang auf syntaktische Erscheinungen anzuwenden. Ich habe sein Buch, wo ich konnte, schriftlich wie mündlich, empfohlen und glaube den Vorwurf des Verfassers (in Rethwischs Jahresberichten für 1898, VI, S. 27), daß sein Verdienst von mir nicht genügend anerkannt worden sei, eigentlich nicht zu verdienen. Auf seine Lateinische Schulgrammatik bin ich allerdings erst nachträglich, eben durch jene Kritik, aufmerksam geworden.

41. (S. 71.) John Ries, Was ist Syntax? Ein kritischer Versuch. Marburg 1894.

42. (S. 71.) Wundt, Völkerpsychologie I 2 (1900) S. 216. 231. 236. Von Morris kommen für die prinzipielle Frage besonders die Ausführungen S. 45 f. 101. 104 in Betracht. Delbrück handelt über die Priorität der Gesamtvorstellung „Grundfragen" S. 138. Er konstatiert zugleich, daß dieser Gedankengang der jetzigen Sprachforschung auch sonst nicht fremd sei.

43. (S. 73.) Dies ist richtig dargestellt von Waldeck, Prakt. Anleitung, S. 171 f.

44. (S. 75.) Für die historische Betrachtungsweise von Emanuel Hoffmann ist es bezeichnend, daß er die vereinzelten Fälle des Konjunktivs bei *postquam* und *ubi* zum Ausgangspunkt seiner ganzen Theorie von den Temporalsätzen machte und nach dem Muster der Deutung, die er für diese Singularität gefunden zu haben meinte, den Konjunktiv bei *cum* erklären wollte. Der umgekehrte Weg ist der richtige, und diesen ist der Amerikaner William Gardner Hale gegangen. Dessen Buch, 1887 zuerst erschienen, gab den Untersuchungen über die Zeitsätze eine neue Grundlage: „Die *cum*-Konstruktionen; ihre Geschichte und ihre

Funktionen", übers. v. A. Neitzert, Leipzig 1891. Über den Konjunktiv bei *postquam* handelt er S. 303 ff. Andererseits vgl. Em. Hoffmann, Die Konstruktion der lateinischen Zeitpartikeln, Wien 1860, und (gegen Hale gerichtet) Das Modus-Gesetz im lateinischen Zeitsatze, Wien 1891. — Das negative Ergebnis der Hale'schen Kritik wird anerkannt auch von Armin Dittmar, Studien zur latein. Moduslehre (1897), während er die eigenen Aufstellungen des amerikanischen Gelehrten seinerseits wieder bekämpft.

45. (S. 76.) v. d. Gabelentz, Die Sprachwissenschaft (vgl. oben Anm. 18) S. 9 f. 60 f.

46. (S. 78.) Die Kunst des Übersetzens [3] S. 106.

47. (S. 79.) Über das sinnlich-anschauliche Element in Goethes Sprache vgl. Kunst d. Übers. [3] S. 35 f. und meinen pseudonym erschienenen Aufsatz „Zur Pflege der deutschen Sprache", Preuß. Jahrb. 69 (1892) S. 782 ff.

48. (S. 79.) Beispiele dafür, daß ein Verstehen der Worte nach ihrer Etymologie das Verständnis des Gedankens stören kann, s. Kunst des Übers. [3] S. 25. 29 f.

49. (S. 84.) Delbrück: Ablativ, Localis, Instrumentalis im Altindischen, Lateinischen, Griechischen und Deutschen (Berlin 1867), S. 71. Ebenso in seiner Vergleichenden Syntax der indogermanischen Sprachen I (1893) S. 205. 252.

50. (S. 85.) Skeptische Äußerungen in dieser Beziehung z. B. bei Delbrück, Vglde. Synt. I S. 194. 199, und wieder Neue Jahrb. IX (1902) S. 326.

51. (S. 85.) In der Ausgabe letzter Hand 38 S. 286, in einer Anzeige von *Il conte di Carmagnola, Tragedia di Manzoni.*

52. (S. 86). Delbrück, Altindische Syntax (Syntaktische Forschungen V, 1888) S. 181. Fürs Lateinische vgl. Ziemer, Junggramm. Streifzüge (1882) S. 94 und Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte [2] S. 243 f., dessen Erklärung ich mir freilich nicht aneignen kann. Einzelnes aus beiden klassischen Sprachen erwähnt auch Delbrück in der Vergleichenden Syntax (I S. 294 f. 387).

53. (S. 86.) Wilamowitz will ohne Not dies Beispiel damit entschuldigen, daß συναοιδοί prädikativ stehe. Richtiger urteilt er über zwei andere Stellen, zu 398.

54. (S. 87.) In einer Anzeige des Buches von Osthoff, „Das Verbum in der Nominalkomposition im Deutschen, Griechischen, Slavischen und Romanischen", Zeitschr. für Gymnasialw. 33 (1879) S. 306.

55. (S. 91.) Herm. Lattmann, Selbständiger und bezogener Gebrauch der Tempora im Lateinischen, Göttingen 1890. Übrigens

ein nützliches Buch, das nicht nur Stoff zusammenbringt sondern auch zu dessen eindringender Betrachtung anregt.

56. (S. 92.) Reisigs Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft, hrsg. mit Anmerkungen von Dr. Friedrich Haase (1839) § 281 ff. Ergänzungen bieten Haases eigene „Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft“, Bd. II, hrsg. von Herm. Peter, 1880. — In der von Landgraf herausgegebenen „Historischen Grammatik der lateinischen Sprache“, in der das Kapitel „Tempora und Modi; Genera Verbi“ (Bd. III, erstes Heft, 1903) von Heinrich Blase bearbeitet ist, wird das Plusquamperfekt ganz in Haases Sinne behandelt (S. 211).

57. (S. 94.) Delbrück, Vglde. Synt. II (1897) S. 313 f.; Blase in dem soeben citierten Werke S. 147 f.

58. (S. 95.) Rudolf Methner, Untersuchungen zur lateinischen Tempus- und Moduslehre (Berlin, 1901) S. 13. Vgl. dazu meine Besprechung in der Deutschen Literatur-Zeitung 1903 S. 277 f.

59. (S. 95.) Dies ist auch Delbrücks Ansicht (Vglde. Synt. II S. 320), wogegen Blase (Hist. Gramm. III 1 S. 223) an seiner früheren Auffassung, daß die Bedeutung des Plusquamperfekts hier eine verschobene sei, festhält.

60. (S. 96.) Carl Mutzbauer, Die Grundlagen der griechischen Tempuslehre und der homerische Tempusgebrauch. Straßburg i. E. 1893. Das Buch ist nur zu sehr mit bloßem Stoff belastet. — Meltzers ausführliche Besprechung der Kaegischen Grammatik steht in der Zeitschrift f. d. Gymnasialw. 49 (1895) S. 455 ff.

61. (S. 96.) Gustav Herbig: „Aktionsart und Zeitstufe. Beiträge zur Funktionslehre des idg. Verbums“, Idgm. Forschgen. VI (1896) S. 157—269. Die Untersuchung erhält dadurch einen eigentümlichen Charakter und eine bestimmte Grundlage, daß der Verf. von den auf slavischem Gebiet erhaltenen Verbalkategorien ausgeht.

62. (S. 98.) Drei weitere Beispiele, alle mit demselben Partizip, das wir jedesmal anders verstehen müssen, sind erörtert Kunst d. Übers. [3] S. 84. Auch ὀμοκλήσας ξ 35, δασσάμενοι ο 13 gehören hierher.

63. (S. 99.) Ganz ähnlich Thukyd. I 101, 3: χρήματα, ὅσα ἔδει, ἀποδοῦναι αὐτίκα ταξάμενοι καὶ τὸ λοιπὸν φέρειν.

64. (S. 100.) Ein Teil dieser Beispiele wird erörtert von Paul Dörwald, „Zur griechischen Tempuslehre“ (Gymnasium 1899 S. 145 ff.) S. 151 und von Hans Meltzer unter demselben Titel (ebd. S. 329 ff.) S. 335. Auf Meltzers Widerspruch hat Dörwald geantwortet Neue Jahrb. VIII (1901) S. 84 in einer Anmerkung zu dem Aufsatz „Zur Behandlung der griechischen Tempuslehre“.

65. (S. 101.) Zu einer Auseinandersetzung mit Herbig, so lockend

die Aufgabe wäre, fehlen mir leider Zeit und Raum; so muß es genügen meine Erklärung der seinigen gegenüberzustellen und zu vergleichender Prüfung einzuladen. — Zeitstufenlosen Ursprung des gnomischen Aoristes nahm auch Mutzbauer an (in dem Anm. 60 citierten Buche S. 30 ff.), der aber das Fehlen der präteritalen Elemente im Ind. Aor. nicht für ursprünglich hielt, sondern durch falsche Analogie nach den übrigen Modis entstanden sein ließ.

66. (S. 103.) Delbrück, Vglde. Synt. d. idgm. Sprachen II (1897) S. 298 ff. Seine Behandlung des gnomischen Aoristes würde ebenso wie die von Herbig, deren er nur kurz (S. 286) gedenkt, eingehendere Würdigung verdienen.

67. (S. 108.) Dittmars Buch ist schon Anm. 19, 28, 44 erwähnt. Auf Dittmar stützt sich Eduard Bottek: Die ursprüngliche Bedeutung des Konjunktivs in lateinischen Nebensätzen. I. Teil: Ut-, Ne-, Quo-, Quominus-, Quin-, Relativ- und Cum-Sätze. Wien 1899. Von der Methode des Verfassers nur ein Beispiel! Cicero ad fam. VII 1, 6 *(me subinvitaras, ut ad te aliquid eius modi scriberem, quo minus te praetermisisse ludos paeniteret)* erklärt er (S. 20) so: „Du hattest mich aufgefordert dir etwas zu schreiben. Wozu? Du solltest es weniger (= nicht) bereuen die Spiele versäumt zu haben!"

68. (S. 108.) In den beiden ersten der als „Grammatische Zukunftsgedanken" überschriebenen Aufsätze, Neue Jahrb. VI (1900) S. 158 ff. 282 ff.

69. (S. 109.) Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden, so nicht auf den unter griechischem Einfluß aufkommenden Gebrauch, in Temporalsätzen die wiederholte Handlung durch den Konjunktiv auszudrücken (s. Schmalz, Lat. Syntax [in Iwan Müllers Handbuch] [3], § 311). Der Versuch von Gaffiot, die Beispiele dieses Gebrauches anders zu deuten (Le subjonctif de répétition, Revue de Philologie 27 [1903] p. 164—208) scheint mir nicht gelungen.

70. (S. 110.) So bei Schmalz, Lateinische Syntax [3] § 338 (und schon in der vorigen Auflage, 1890). Eine Andeutung gibt auch in der Schulgrammatik Harre (§ 250 Anm. 1).

71. (S. 110.) Etwas anders stellt sich Blase (in Landgrafs Historischer Gramm. d. lat. Sprache III 1 [1903] S. 158) den Übergang vor. Worin eigentlich er den Anlaß zur Verschiebung sieht („daß man der Deutlichkeit halber die eine Form der andern vorzieht"), wird aus der dort gegebenen Darstellung nicht klar.

72. (S. 111.) Das einzige Beispiel für *ne,* das noch Bottek (in der Anm. 67 citierten Schrift S. 6. 9.) verwerten zu können meint,

ad Att. XII 40, 2, erledigt sich dadurch, daß den Fragen *ne doleam? ne iaceam?* ein regierendes *nescio quid postulent* vorhergeht. So richtig Schmalz Lat. Synt.[3] § 199.

73. (S. 112.) Welche dieser beiden Bedeutungen die ursprüngliche sei und wie der Übergang zwischen ihnen stattgefunden habe, weiß ich nicht zu sagen. Delbrück (zuletzt Neue Jahrb. IX [1902] S. 328 ff.) glaubt, der Potentialis sei „unter Verringerung der subjektiven Erregung des Sprechenden“ aus dem Wunschmodus, beim Konjunktiv ebenso die „prospektive“ (futurische) Bedeutung aus der „volitiven“ entstanden. Brugmann (Griech. Gramm.[3] [1900, in Iwan Müllers Handbuch] § 554. 558) lehnt für den Konjunktiv „angesichts der in diesem Modus hervortretenden morphologischen Verschiedenheiten“ das Aufsuchen eines einheitlichen Grundbegriffes ab, während er für den Optativ die Annahme einer Grundbedeutung für möglich hält und dazu bemerkt, „daß semasiologisch leichter vom Potentialis zum wünschenden Optativ zu gelangen sei als umgekehrt“. Im wesentlichen ebenso urteilt, und zwar für beide Modi, Hermann Lattmann, Die Bedeutung der Modi im Griechischen und Lateinischen, Neue Jahrb. XI (1903) S. 410—418. Danach hätte in frühester Zeit in großem Umfange das stattgefunden, was wir vereinzelt auch innerhalb der überlieferten Sprache beobachten, wo der Optativ mit ἄν manchmal im Sinn einer Aufforderung gebraucht wird: λέγοις ἄν (Protag. p. 317 E) „du könntest sagen“, αἰνοῖεν ἄν με καὶ φίλον ποιοίατο (Solon in der Ἀϑ. πολ. 12) „sie könnten“ d. h. „sollten mich loben“. Etwas häufiger ist dieser Gebrauch bei Homer, wovon ein Beispiel vorn (S. 60) erwähnt und gedeutet, andre in meinem Aufsatz „Zur homerischen Interpunktion“ Rhein. Mus. 44 (1889) S. 366 besprochen sind. Die von Brugmann § 560 angeführten Beispiele scheinen mir, soweit sie aus Homer stammen, nicht hierher zu gehören, da sie kein ἄν und als Negation μή haben, also von vornherein wünschend sind. Ein Hauptbedenken gegen den von Brugmann und Lattmann vermuteten Übergang liegt gerade in der Tatsache, daß, wo bei Homer der potentiale Optativ mit ἄν auffordernden Sinn annimmt, er sein οὐ behält, z. B. Ξ 126 f.: τῷ οὐκ ἄν με γένος γε κακὸν καὶ ἀνάλκιδα φάντες μῦϑον ἀτιμήσαιτε. Und entsprechend auch im Lateinischen: *ultra non etiam sileas* (Horaz Sat. II 5, 90 f.) „du würdest (wenn du verständig wärst) auch nicht übermäßig schweigen“, d. h. „du solltest nicht schweigen“.

Mit verwandten Problemen beschäftigt sich die Abhandlung von Mutzbauer, Die Entwickelung des sogenannten Irrealis bei Homer, Philol. 61 (1902) S. 481—502, von der ich aber gar keinen Gebrauch zu machen vermag. Zu sehr verfolgt sie — in syntaktischen

Grundanschauungen, soweit sich solche erkennen lassen, wie in der Deutung einzelner Homerstellen — das Gegenteil von dem, was mir als richtig erscheint.

74. (S. 114.) Das hat man vielfach verkannt. In Kühners Ausführlicher Grammatik stand die Regel (II [1870] § 399, 2): „Auf ein „Haupttempus im Hauptsatze folgt im Nebensatze der Konjunktiv, „und auf eine historische Zeitform im Hauptsatze folgt im Neben„satze der Optativ“. Das ist in der ersten Hälfte lateinisch gedacht, nicht griechisch, und ist deshalb von Bernhard Gerth in der neuen Bearbeitung (1898) mit Recht aufgegeben. Ganz treffend hieß es schon längst in K. W. Krügers Großer Sprachlehre (§ 54, 5, Anm.): „Die Regel ‘der Konjunktiv begleitet die Haupttempora, der Optativ „die historischen’ empfiehlt sich mehr durch Kürze als durch all„gemeinere Anwendbarkeit.“

75. (S. 115.) Dieses Beispiel reiht sich früher (S. 60) besprochenen an, indem es wieder daran erinnert, daß der syntaktische Fortschritt in schärferer Gliederung ursprünglich vorhandener Gesamtvorstellungen sich vollzieht.

76. (S. 117.) Ich schließe dieses Kapitel mit dem Bedauern darüber, daß mir einige einschlägige Arbeiten von Hale nicht zugänglich gewesen sind: „Extended“ and „remote“ deliberatives in Greek (Transactions of the Amer. Philol. Assoc. 24 [1894] p. 156 ff.); — The anticipatory subjunctive in Greek and Latin (Chicago 1894); — The origin of subjunctive and optative conditions in Greek and Latin (Harward Studies 12 [1901] p. 109—123).

77. (S. 118.) Es ist deshalb nicht bloß ein mechanischer Kunstgriff sondern hat tieferen Sinn, wenn man Schüler anleitet, die Frage, ob *sibi se* oder *ei eum* am Platze sei, dadurch zu entscheiden, daß sie dem Gedanken eine Wendung geben, bei der auch im Deutschen zwischen *sich* und *ihn* gewählt werden muß. Man fragt in bezug auf das Pronomen, über das entschieden werden soll: „Wer meint wen?“ Lautet dann die Antwort: „Der und der meint sich“, so ist im Lateinischen das Reflexivum zu setzen. Diese nützliche Regel, die mir von befreundeter Seite mitgeteilt wurde, soll auf Gustav Wendt zurückgehen.

78. (S. 119.) Fürs Griechische Literatur anzuführen ist wohl nicht nötig. Doch sei erwähnt, daß die Herkunft des eigentlichen Relativums (ὅς ἥ ὅ) von einem Stamm mit anaphorischer, nicht unterordnender Bedeutung zuerst von Windisch im 2. Bande von Curtius' Studien (1869) ausführlich dargelegt worden ist: „Untersuchungen über den Ursprung des Relativpronomens in den indogermanischen Sprachen“. Bei der relativen Verwendung des später so genannten

Artikels (ὅ ἥ τό) liegt der Zusammenhang mit der demonstrativen Bedeutung noch offen zu Tage.

79. (S. 120.) Schmalz (Lateinische Syntax, in Iwan Müllers Handbuch [3] § 276 ff.; auch in seiner Schulgrammatik § 269) und Deecke (Die griech. u. lat. Nebensätze, auf wissenschaftlicher Grundlage neu geordnet, Progr. Buchsweiler 1887) machen seltsame Sprünge und Umwege, um die Entstehung des Relativsatzes aus einer Frage mit hinzugefügter Antwort zu erklären.

80. (S. 120.) Darüber die gründliche Untersuchung von Otto Immisch, De pronominis interrogativi τίς liberiore quodam usu, Lpzger Stud. X (1887) p. 309—318. — Matth. 26, 62 (οὐδὲν ἀποκρίνῃ; τί οὗτοί σου καταμαρτυροῦσιν;) übersetzte Luther richtig: „antwortest du nichts zu dem, was diese wider dich zeugen?“ Falsch Weizsäcker: „antwortest du nichts? was zeugen diese gegen dich?“ — Weitere Literatur bei Brugmann, Griech. Grammatik [3] § 644.

81. (S. 121.) Über die hier besprochene Art des Vorkommens von τε und δέ urteilt anders Brugmann, Griech. Gramm. [3] (1900) § 635, der im übrigen jetzt anerkennt, „daß die homerische Sprache „im ganzen weit mehr von der ursprünglichen parataktischen Rede- „weise aufweist als die Sprache des Herodot und der attischen „Prosaiker“. Er findet aber den Grund hiervon „viel weniger in dem „höheren Alter der homerischen Sprache als darin, daß sie von dem „natürlichen Boden der Sprache weniger losgelöst war als die Sprache „der späteren Literaturwerke“. Deshalb meint er einen früheren Satz auch jetzt aufrecht erhalten zu können: „Die oft ausgesprochene „Behauptung, daß die homerische Sprache der alten parataktischen „Weise der Satzfügung wesentlich treuer geblieben war als die „spätere Sprache, ist unerwiesen“; er habe „bei 'der späteren Sprache' „natürlich nur an die unverkünstelte Volksprache, nicht an die „Leistungen der Periodenschmiede der attischen Literatur gedacht“. Nun, was natürlich sei, darüber gehen eben die Meinungen leicht auseinander; ich habe an diejenige Sprache gedacht, die wir kennen, d. i. die Literatursprache. — Es tut mir leid zu dieser Abwehr genötigt zu sein. Mein Widerspruch gegen Brugmann hatte ursprünglich nur und hat auch jetzt noch den Sinn, auf eine interessante Frage hinzuweisen, zu deren eingehender Behandlung mir selbst leider nach wie vor die Zeit fehlt.

82. (S. 122.) Innerhalb der uns erhaltenen Sprachdenkmäler läßt sich noch beobachten, wie der relativische Anschluß allmählich aufkommt.

83. (S. 123.) Beispiele finden sich de off. III 16, 65; Verr. act. II. I 12, 32. Zu diesem ganzen Abschnitt vgl. Kunst d. Übers. [3] 118.

84. (S. 125.) Dittmar, Studien zur lateinischen Moduslehre S. 204. Auch seine neuere Darlegung (Neue Jahrb. VI [1900] S. 282 ff.) hat mich nicht überzeugt. Er will auch bei Horaz noch jeden konjunktivischen Nebensatz unmittelbar psychologisch, aus der Grundbedeutung des Konjunktivs erklären und wird dadurch mehrfach zu recht gewaltsamen Übertragungen genötigt.

85. (S. 126.) Etwas anders, doch in ganz ähnlichem Sinne finde ich den Übergang vom abhängigen Begehrungsatze zum Finalsatze dargestellt bei Morris, On Principles etc. p. 161.

86. (S. 127.) Diesem Tatbestande entspricht es, daß sich bei den Verben des Fürchtens und Hinderns Dittmars Analyse besser bewährt als an manchen andern Stellen; Neue Jahrb. VI (1900) S. 160 f. — In diesem Falle ist es auch im Französischen *(je crains qu'il ne vienne)* noch möglich die ursprüngliche Parataxe zur Erklärung für den auffallenden Gebrauch der Negation aufzufrischen, wie dies u. a. Carl Steinweg getan hat in der auch sonst beherzigenswerten Broschüre „Schluß! Eine Studie zur Schulreform" (Halle 1902) S. 35.

87. (S. 127.) Albert Heintze, Gut Deutsch, eine Anleitung zur Vermeidung der häufigsten Verstöße usw. (Berlin, C. Regenhardt). Ein nützliches kleines Buch, das ich trotz des engherzigen Standpunktes, den es in der Fremdwörterfrage einnimmt, gern empfehle. Leider hat der Verf. was an ihm lag getan, um sein Verdienst vergessen zu machen, durch die Schmähschrift „Latein und Deutsch. Ein Beitrag zum zeitgemäßen Ausbau höherer Lehranstalten" (Stolp 1902).

88. (S. 128.) Wieder muß ich auf Morris verweisen, dessen Kapitel „Subordinating conjunctions in Latin" eine vortreffliche Analyse der Konjunktionen gibt, wobei besonders darauf geachtet wird, durch wieviele Zwischenglieder sie von ihrem Ursprung abgeleitet sind.

89. (S. 129.) Ähnliche Sätze finden sich z. B. noch mit direkter Frage Cat. mai. 10, 33, Rosc. Amer. 26, 73, mit indirekter Cornel. XI (Iphicr.) 3, 4.

90. (S. 130.) Principien der Sprachgeschichte [2] (1886) S. 250 ff. in dem Kapitel über „Verschiebung der syntaktischen Gliederung". Wieviel ich diesem ausgezeichneten Buche verdanke, wird der Kundige auch da herausfühlen wo ich es nicht nenne.

91. (S. 130.) Über die Entstehung der Konjunktion *sin* ist oben S. 75 f. kurz gehandelt.

92. (S. 132.) Ähnlich or. Phil. VIII 7, 21. Beide Beispiele sowie den Hinweis auf *post vero quam* verdanke ich der tüchtigen

Arbeit von Karl Buck: *Postquam* und seine Sippe in der Schulsyntax. Eine „Rettung“ der alten *Postquam*-Regel (Zeitschr. f. d. Gymnasialw. LV [1901] S. 636—665) S. 647.

93. (S. 133.) Ewald Bruhn erklärte: „Innerlich abhängig heißen Gedanken, die im Bewußtsein dessen, der im regierenden Satze als handelnd gedacht ist, deutlich enthalten waren!

94. (S. 135.) Noch ein besonders interessantes Beispiel von Mischung zweier Standpunkte bietet Cicero Rosc. Am. 2, 6 *(qui se stimulat ac pungit)*; ein anderes (ebda. 25, 70) habe ich früher schon in gleichem Sinne verwertet: Unsere Erziehung durch Griechen und Römer (1890) S. 18.

95. (S. 142.) Ein paar weitere Beispiele aus der Schullektüre sind: pro Rosc. Am. 20, 55 und Horaz sat. II 6, 48 f.

96. (S. 143.) Goethe, Sprichwörtlich 173: „Entzwei' und gebiete! tüchtig Wort; Verein' und leite! bessrer Hort“.

97. (S. 144.) Zu diesem Beispiel bemerkt Morris (On Principles in Latin Syntax p. 128) treffend: „for the moment *statim*, supported by the influence of order and sentence-form, becomes a conjunction.“

98. (S. 144.) Herm. Wunderlich, Unsere Umgangsprache in der Eigenart ihrer Satzfügung dargestellt (Weimar u. Berlin 1894) S. 109.

99. (S. 145.) So schrieb ich vor fünf Jahren, und freue mich jetzt der glücklichen Formulierung desselben Gedankens bei Morris (S. 26): „that a conjunction or particle acquires its meaning from the sentence, not the sentence from the conjunction.“

100. (S. 151.) Oder auch wohl an einer Stelle eindringt, wo es eigentlich nicht hingehört. Unter den Beispielen für „οὐ in der Protasis eines hypothetischen Satzgefüges“, die Bruhn in seinem Anhang zu Sophokles § 159, 1 zusammengestellt hat, ist eins von dieser Art, Lys. XIII 62: εἰ μὲν οὐ πολλοὶ ἦσαν, καθ' ἕκαστον ἂν περὶ αὐτῶν ἠκούετε; alle anderen gehören dem sogenannten Realis an.

101. (S. 153.) Gegen eine Reihe von Äußerungen dieses Sinnes wendete sich mein Artikel „Wissenschaft und Praxis in der Philologie“, Deutsches Wochenblatt 1893, Nr. 8.

102. (S. 156.) Der Darlegung dieser Schwierigkeit und der Beantwortung der Frage, wie sie zu heben sei, ist ein Aufsatz von Otto Immisch gewidmet: Die klassische Philologie als Schulwissenschaft, Neue Jahrb. II (1898) S. 241—261. Zu demselben Thema noch einmal das Wort zu nehmen hat den Verfasser dann das Lesebuch von Wilamowitz mit seiner herausfordernden Ablehnung des Klassischen veranlaßt; Immisch trat für die überlieferte Auf-

fassung des Altertums ein: „Vom Gymnasium der Zukunft“, Neue Jahrb. VI (1900) S. 305—324. In ähnlicher Richtung bewegen sich Betrachtungen in dem Schlußkapitel meiner „Palaestra vitae“ S. 133. Auf die Würdigung des ernsten Problemes, das hier der Schule aus dem Fortschreiten der Wissenschaft erwachsen ist, hoffe ich bald an anderer Stelle zurückzukommen, im Zusammenhang eines Berichtes über Erfahrungen, die ich im eigenen Unterrichte mit dem Wilamowitz'schen Lesebuche gemacht habe.

103. (S. 159.) Für dieses Gebiet wie für manche andere, die hier berührt sind, darf ich auf die schon erwähnte Schrift verweisen: „Palaestra vitae. Eine neue Aufgabe des altklassischen Unterrichtes“, Berlin 1902.

Zu Anm. 24: Gegen den Versuch, kleinen Knaben den Acc. c. inf. aus fortwuchernder Analogie zu erklären, wendet sich mit verdientem Spotte Karl Schütz, Kritische Gänge auf dem Gebiete der neueren lateinischen Grammatik (Heidelberg 1901) S. 8, der freilich darin Unrecht hat, daß er solche Erklärung überhaupt ablehnen und zu jener philosophischen Theorie zurückkehren will, wonach beim Infinitiv naturgemäß das Subjekt im Akkusativ stehen müsse (weil das eine das Nomen, das andere das Verbum „an sich“ sei).

Index.

I.

II.

III.

Berichtigungen.

S. 100 (Mitte): zu „Herodot“ füge hinzu „VII 6, 2“.
S. 109 Z. 6 v. u. lies „24, 54“ statt „25, 54“.

Druck von G. Bernstein in Berlin.



Von demselben Verfasser sind früher erschienen:

Zum Verständnis der nachahmenden Kunst des Vergil. Kiel (Lipsius & Tischer) 1885. Mk. 1.—

Unsere Erziehung durch Griechen und Römer. Berlin (Julius Springer) 1890. Mk. 1.20.

Wort- und Gedankenspiele in den Oden des Horaz. Kiel (Lipsius & Tischer) 1892. Mk. 1.60.

Anmerkungen zur Odyssee. Für den Gebrauch der Schüler. Vier Hefte. Berlin (G. Grote) 1894—1897. Jedes Heft Mk. 1.20.

Grundfragen der Homerkritik. Leipzig (S. Hirzel) 1895. Mk. 6.—.

Die Kunst des Übersetzens. Ein Hilfsbuch für den lateinischen und griechischen Unterricht. Dritte vielfach verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Exkurs über das Präparieren. 1903, geb. 3.60 Mk.

Über Wissen und Können. Rede bei der Übernahme des Amtes als Direktor des städt. Gymnasiums und Realgymnasiums zu Düsseldorf gehalten. Gütersloh (C. Bertelsmann) 1899. Mk. 0.80.

Woher? und Wohin? Sechs Reden zur Entlassung der Abiturienten. Düsseldorf (L. Voss & Cie.) 1902. Mk. 1.—.

ΟΜΗΡΟΥ ΟΔΥΣΣΕΙΑ. Homers Odyssee. Schulausgabe. Dritte Auflage. (unveränderter Abdruck der zweiten). Leipzig (G. Freytag) 1902. geb. Mk. 2.40.

ΟΜΗΡΟΥ ΙΛΙΑΣ. Homers Ilias. Schulausgabe. Zweite, berichtigte und durch Beigaben vermehrte Ausgabe. Leipzig (G. Freytag) 1902. geb. Mk. 3.—.

Palaestra Vitae. Eine neue Aufgabe des altklassischen Unterrichtes. Berlin (Weidmannsche Buchhandlung) 1902. geb. Mk. 3.40.

Dr. Wilhelm Münch,

Geh. Regierungsrat und Professor an der Universität Berlin.

Vermischte Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst an höheren Schulen.

Zweite vermehrte Auflage. gr. 8. (IV u. 351 S.) 1896.

geh. 6 M, geb. 7,80 M

Inhalt: 1. Erziehung zur Vaterlandsliebe. — 2. Ein Blick in das Leben der Muttersprache als Bedürfnis des deutschen Unterrichts. — 3. Die Pflege der deutschen Aussprache als Pflicht der Schule. — 4. Vom deutschen Unterricht an Realgymnasien. — 5. Die Pflege des mündlichen deutschen Ausdrucks an unseren höheren Schulen. — 6. Zur Würdigung der Deklamation. — 7. Zur Kunst des Übersetzens aus dem Französischen. — 8. Englische Synonymik als Unterrichtsgegenstand. — 9. Shakespeares Macbeth im Unterricht der Prima. — 10. Sprachgefühl und Sprachunterricht. — 11. Das Verhältnis der alten und der neueren Sprachen im Unterricht. — 12. Einige Fragen des evangelischen Religionsunterrichts.

Über Menschenart und Jugendbildung.

Neue Folge vermischter Aufsätze.

gr. 8. (IV u. 384 S.) 1900. — geh. 6 M, geb. 7,80 M

Inhalt: 1. Volk und Jugend. — 2. Der Einzelne und die Gemeinschaft. — 3. Sprache und Ethik. — 4. Ästhetische und ethische Bildung in der Gegenwart. — 5. Poesie und Erziehung. — 6. Schule und soziale Gesinnung. — 7. Die akademischen Studien und das pädagogische Interesse. — 8. Die Antinomieen der Pädagogik. — 9. Die Bedeutung des Vorbildes in der Schulerziehung. — 10. Einige Gedanken über die Zukunft unseres höheren Schulwesens. — 11. Die neueren Sprachen im Lehrplan der preußischen Gymnasien. — 12. Lehren und Lernen in ihrer Wechselwirkung. — 13. Zur Charakteristik der englischen Sprache. — 14. Gedanken über Sprachschönheit. — 15. Psychologie der Mode. — 16. Über die Langeweile.

Neue pädagogische Beiträge. gr. 8. (160 S.) 1892. geh. 3 M.

Inhalt: 1. An der Schwelle des Lehramts. (Seminarvorträge.) — 2. Soll und Haben der höheren Schulen. — 3. Nachlese.

Anmerkungen zum Text des Lebens.

Zugleich zweite (verdoppelte) Auflage der „Tagebuchblätter" des Verfassers.

gr. 8. (XII u. 200 S.) 1896. geb. 4,60 M

Inhalt: 1. Natur- und Seelenleben. — 2. Kultur, Gesellschaft, Stände und Völker. 3. Allerlei Menschliches.

Anmerkungen setzen einen Text voraus, der gehaltvoll ist und nicht immer ganz leicht verständlich. Und dazu einen Verfasser, der den Text wohl durchdacht hat. Sie können aufdringlich sein, geschwätzig, matt und verstimmend, und die Zahl der Leser ist groß, welche ihr gutes Buch lieber mit eigenem Sinn lesen wollen und die Begleitbemerkungen am Fuß der Seiten oder am Schluß der Kapitel keines Einblicks würdigen. Wo man die Anmerkungen als eine Sammlung für sich darbietet, ist jeder um so freier, sich um sie zu kümmern oder nicht.

Diesen Vorteil jedenfalls bieten die folgenden Anmerkungen zum Text des Lebens. Ob sie diesen Text, der ja vor allen Augen aufgeschlagen liegt, wirklich hie und da besser verstehen lehren, oder ob sie mehr zu den aufdringlichen und leeren zu rechnen sind, muß sich zeigen. Aber noch einen Vorteil haben sie ohne Zweifel: daß der Buchtext, dem sie dienen wollen, wirklich gehaltvoll und reich ist und auch vieldeutig genug. *(Aus dem Vorwort.)*

